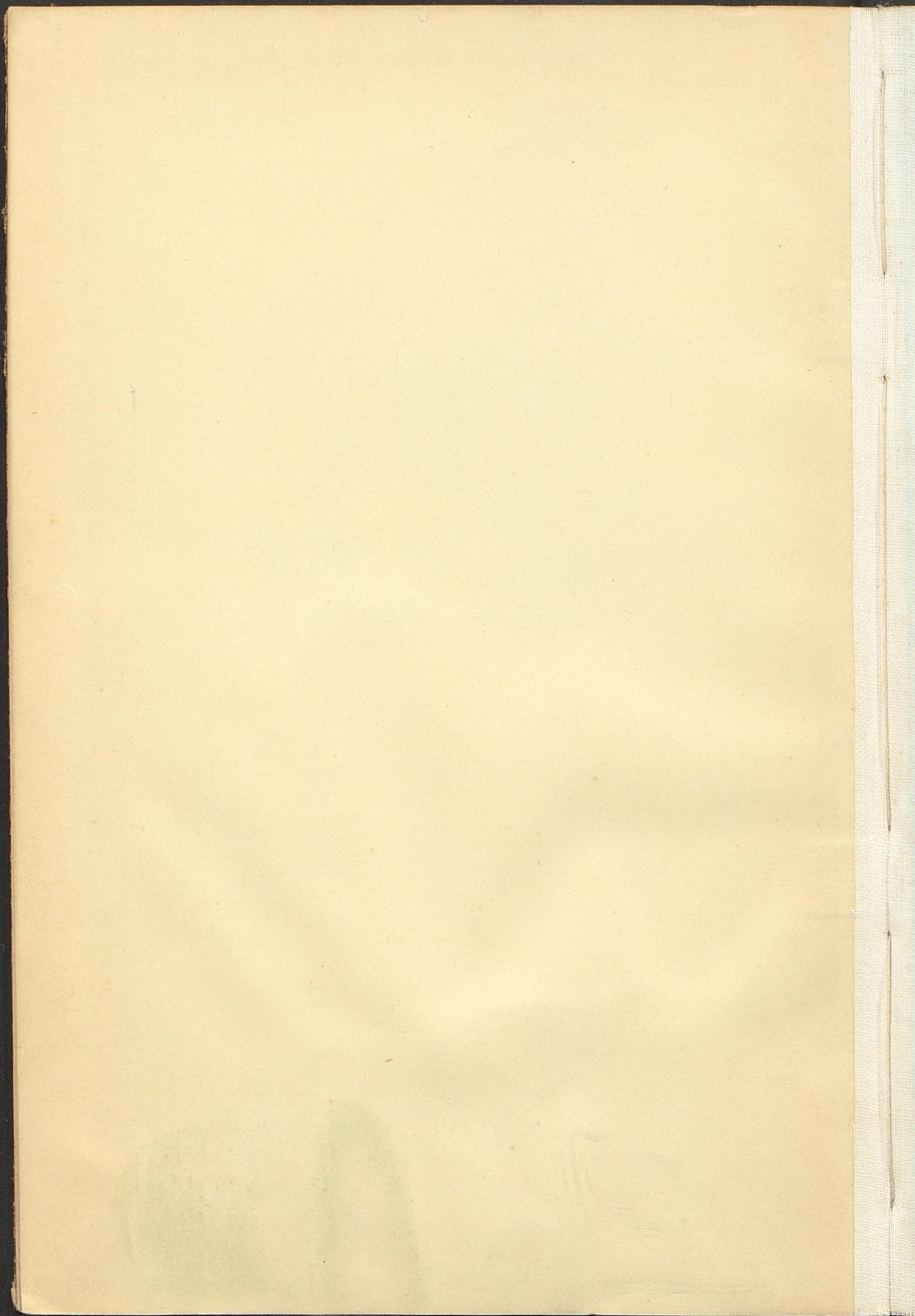


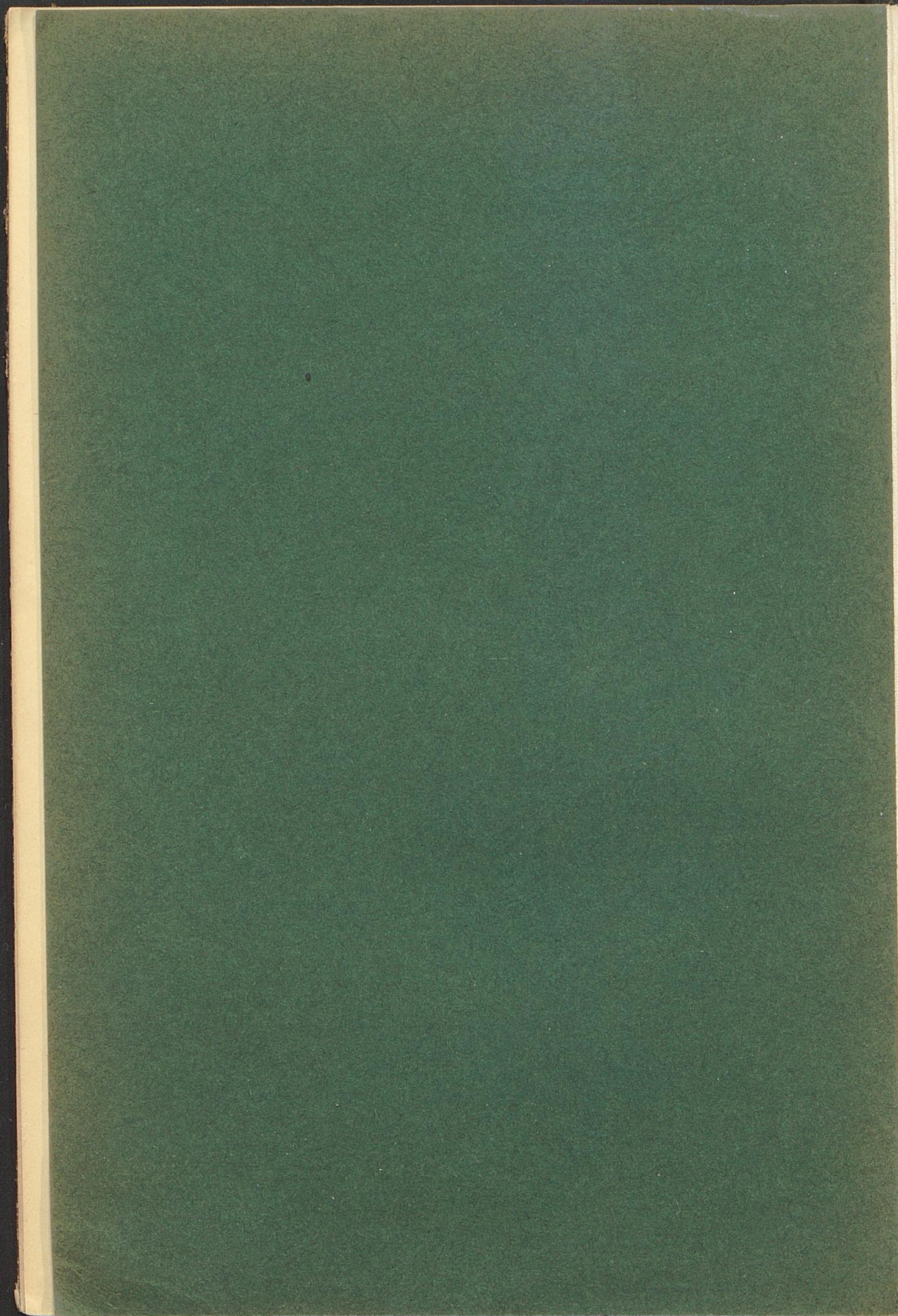
Brem  
c.  
2530

Neuling  
—  
Für  
Küchlermann  
in Lomman



Den Mitgliedern  
des Künstlervereins

zum 2. Februar 1907.

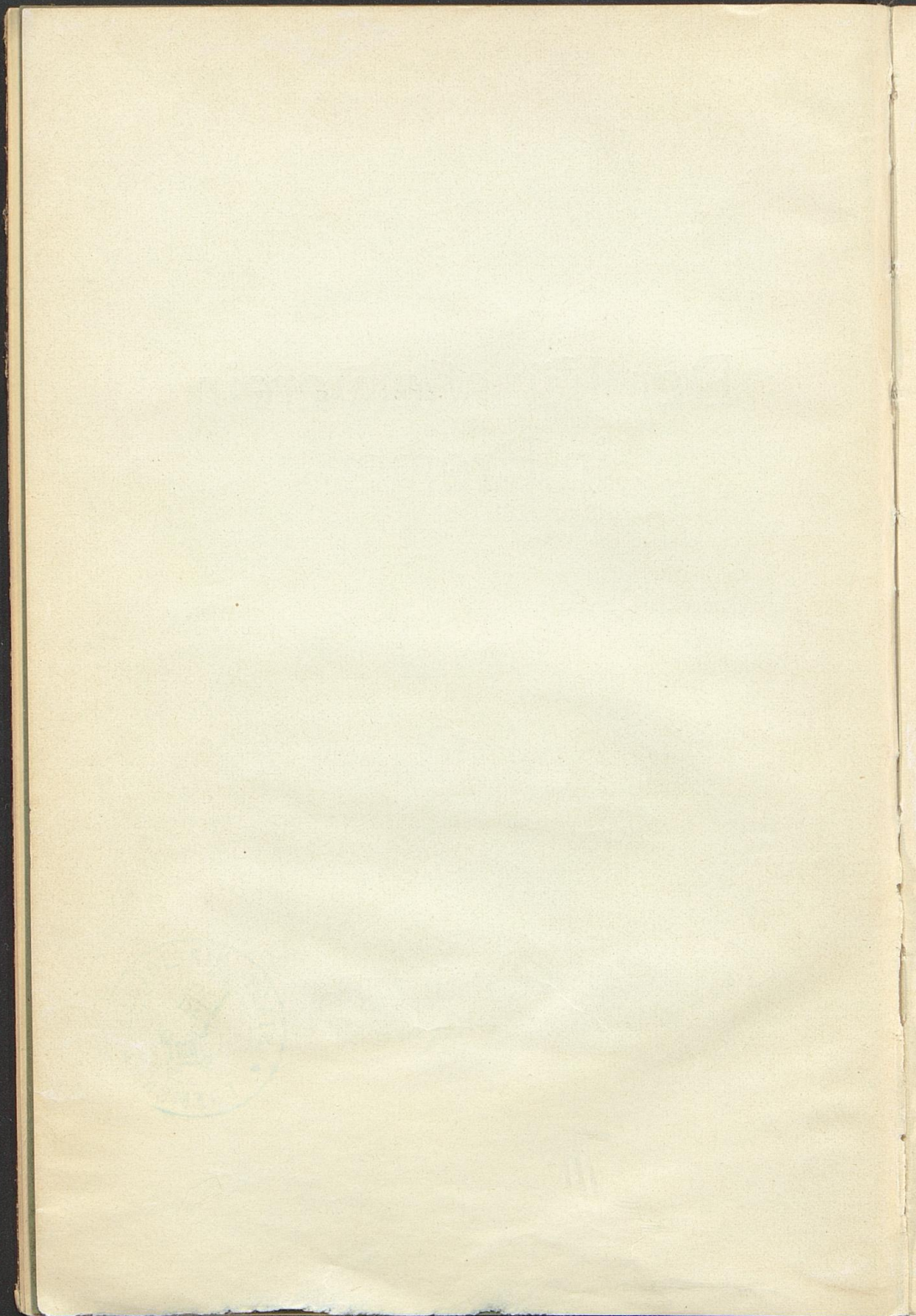


# Der Künstlerverein in Bremen

1856 bis 1906.

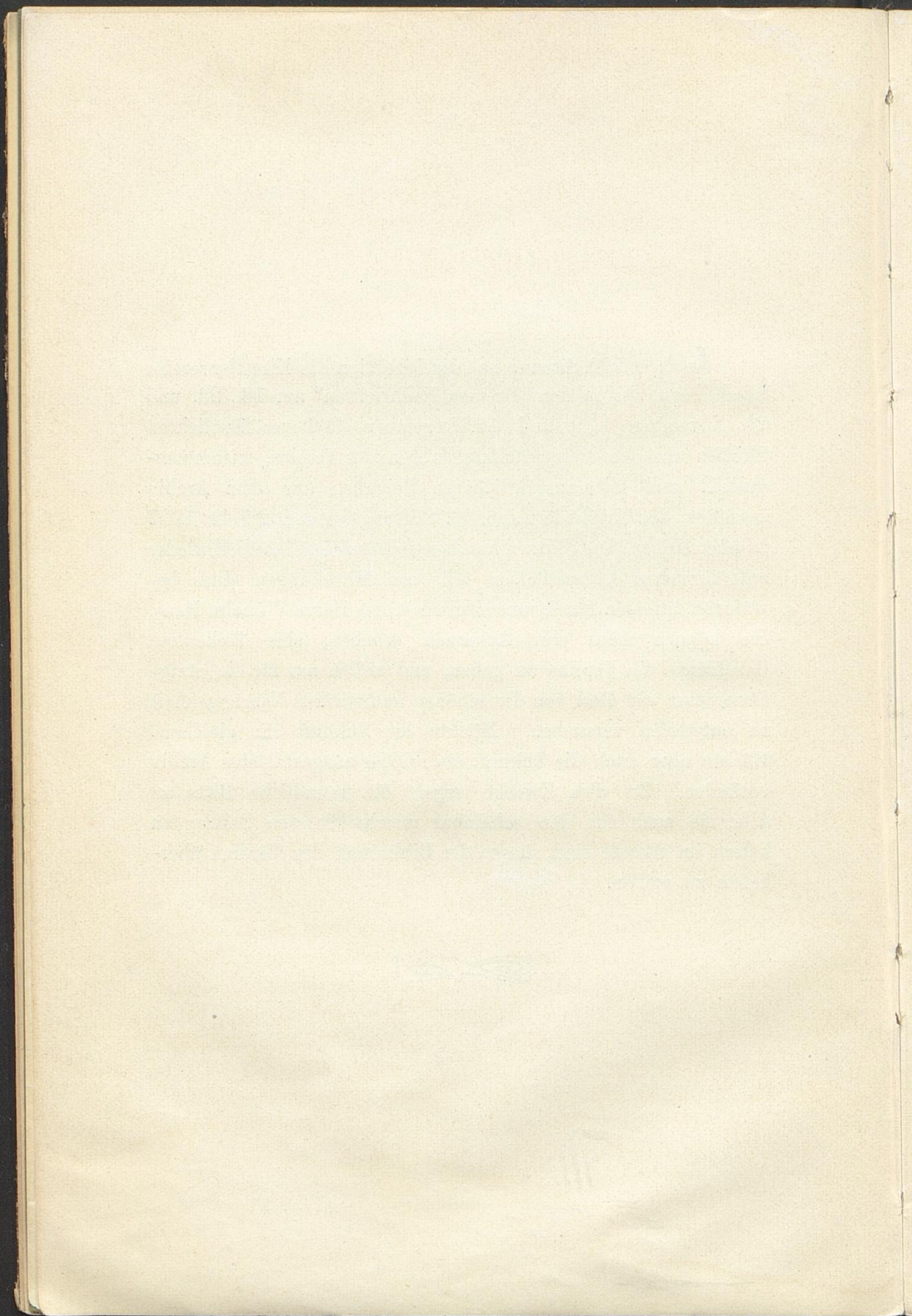
Von  
Dr. Ernst Neuling.





In ihrer 700. Sitzung hat die Direktion des Künstlervereins beschlossen, die in den „Bremer Nachrichten“ am 18., 22. und 25. November, 1., 9. und 16. Dezember 1906 veröffentlichten Skizzen aus den ersten fünfzig Jahren des Vereins, zusammengestellt und mit ausführlicheren Beigaben aus dem Archiv versehen, den Mitgliedern zum 50. Stiftungsfeste am 2 Febr. 1907 zu überreichen. Die Skizzen beruhen teils auf erst kürzlich wieder aufgefundenen Aktenstücken, teils auf Mitteilungen eines bewährten, ältesten Direktionsmitgliedes, des Herrn Wilhelm Haas. Sie können nicht den Anspruch erheben, eine lückenlose Geschichte des Vereins zu geben, und wollen nur für die jetzige Generation ein Bild von der schönen und starken Vergangenheit zu entwerfen versuchen. Möchte die Zukunft ihr gleichen! Möchte aber auch die Zukunft ein reicher ausgestattetes Archiv vorfinden! Zu dem Zwecke ergeht die freundliche Bitte an Alle, die auch nur den scheinbar unscheinbarsten Beitrag zu liefern im Stande sind, diesen der Bibliothek des Vereins übergeben zu wollen.





## I.

Seit dem Jahre 1871 führten die Statuten des Künstlervereins auf ihrer ersten Seite den Vermerk: Gegründet am 4. Mai 1856. Das ist insofern richtig, als an diesem Sonntage die erste Generalversammlung von 12 bis 2 Uhr mittags im kleinen Saale der „Union“ zusammen war und den von einem provisorischen Ausschufs vorgelegten Entwurf der Statuten „mit geringen Modifikationen“ genehmigte. Im Eingange des Protokolls aber heisst es, dafs vor Eintritt in die Tagesordnung „von denjenigen Herren, welche in der Versammlung am 13. April zu erscheinen verhindert waren, der Beitritt zum Verein vermittelst Namensunterschrift erfolgte“. Der 13. April 1856 ist also der wahre Gründungstag. Da traten, und zwar in einem Zimmer von Hillmanns Hôtel, einige Künstler und Kunstfreunde zusammen, aus deren Mitte dann jene konstituierende Generalversammlung den damaligen Theaterdirektor K. Ritter zum Präsidenten, Dr. Friedr. Pletzer zum Vizepräsidenten, Dr. H. A. Müller zum Bibliothekar, Dr. Lürman zum Schriftführer, W. Rodewald zum Rechnungsführer wählte. An des ablehnenden Dr. Lürman Stelle — gemeint ist doch wohl der damalige Staatsanwalt, 1859 in den Senat gewählte Dr. Aug. Lürman — setzte die erste Vorstandssitzung, die drei Tage später im Hôtel de l'Europe stattfand, Moritz Lindeman ein, der nach jenem die meisten Stimmen erhalten hatte. Gleichzeitig war neben dem Vorstande ein Ausschufs gewählt worden, der die fünf Sektionen vertreten sollte, in die man die Mitglieder verteilte, eine Einteilung, die erst die Generalversammlung vom 10. Juli 1905 als zwecklos aufgehoben hat. Nominirt wurden in der Abteilung für Musik und

dramatische Kunst der Musikalienhändler F. Cranz und Musiklehrer D. Engel, für Malerei und Bildhauerkunst der Landschaftsmaler J. G. Walte und Porträtmaler G. Wedemeyer, für Architektur der Baudirektor Alex Schröder und Architekt Heinr. Müller, für Literatur die Gymnasiallehrer Fr. Ruperti und Dr. Sonnenburg, für Kunstfreunde der Buchhändler Heinr. Strack und der Kaufmann Chr. Lülmann. Diese zehn Herren erhielten am 7. Mai insgesamt den Auftrag, für die Leistungen an den Vereinsabenden Sorge zu tragen; einzelne von ihnen übernahmen noch die „Herbeischaffung eines Instrumentes“, das dann später für 300 Taler Gold vom Pianofortefabrikanten Rittmüller in Göttingen bezogen wurde; andere sollten mit dem Eigentümer des Hôtel de l'Europe, Schultz, wegen Überlassung seines großen Saales für die regelmäßig wöchentlichen Veranstaltungen sowie wegen der Preise der Erfrischungen verhandeln: Saalmiete waren sie bis auf fünfzig Taler zu bewilligen ermächtigt. An Journalen sollten angeschafft werden: Deutsches Kunstblatt, Schaslars Dioskuren, Grenzboten, Morgenblatt, Augsburger Allgemeine Zeitung. Außerdem versprach Pletzer für das laufende Jahr die Signale für die musikalische Welt, das Weimarer Sonntagsblatt und Frankfurter Museum gratis zu liefern. Endlich bestimmte das Los ein freilich gleich nach Inkrafttreten als unpraktisch wieder aufgegebenes Verfahren, daß nämlich die „literarischen Bedürfnisse von den Herren Buchhändlern in folgender Reihenfolge ein Jahr um das andere entnommen werden sollten: Löning, Kaiser, Hampe, Kühtmann, Schaffert, Geisler“. Sodann wurde in der zweiten Vorstandssitzung am 19. Mai im „Vereinslokale (Hôtel de l'Europe)“ der Präsident bevollmächtigt, ein Podium für die Redner bestmöglichst zu beschaffen; der Bibliothekar sollte einen Büchererschrank bis zum Preise von fünfzehn Talern ankaufen dürfen; dem Vereinsboten wurden achtzehn Taler jährlich als festes Gehalt ausgemacht und festgesetzt, daß er daneben von jedem Taler der einzukassierenden Beiträge einen Groten zu beziehen habe, „unter welchen Bedingungen der jetzt verwendete Kloster

für ein viertel oder ein halbes Jahr anzunehmen sei“; und endlich wurde betreffs der auf Mittwoch, 21. Mai, angesetzten Eröffnungsfeier das vom Ausschufs vorbereitete Programm endgültig angenommen und gleich noch in pleno mit dem Wirt vereinbart: nach beendigter Feier solle eine table d'hôte auf Grund einer in Umlauf zu setzenden Subskriptionsliste stattfinden, das Kuvert (zwei Gerichte und Dessert) vierundzwanzig Groten kosten und für je zwei Kuverts eine Flasche Wein zu dreißig Groten hingestellt werden. Vorstand und Ausschufs hatten also ihre Schuldigkeit getan und die erste ordentliche Versammlung konnte stattfinden. Wenn die Zahlangabe sich auf diese Eröffnungsfeier bezieht, so waren damals bereits 161 Mitglieder dem jungen Unternehmen beigetreten, so dafs der Präsident Ritter in seiner Begrüßungsrede die begründete Hoffnung aussprechen durfte, „dafs wir das schöne Ziel früher oder später erreichen werden.“ Dieses Ziel führt sein Manuskript mit folgenden Worten weiter aus: „Der Mensch fühlt, je nach seiner eigentümlichen Organisation mehr oder weniger das Erhabene der Kunst. Ein halbes Menschenalter hat mein Geist und mein Gemüt an ihrer Brust Nahrung und Lust gefunden, und noch heute fühl' ich mich von ihr begeistert, wie in den frühesten Tagen meiner Jugend. Wer wollte leugnen, dafs die Kunst unbegreiflichen, übernatürlichen, göttlichen Ursprungs sei? Sie ist dem Menschen in das Herz gepflanzt, und wenn auch diese zarte Pflanze da und dort nicht recht gedeiht, wenn sie verkümmerte Blüten bringt, wenn ihre Frucht nicht reift, so ist es Schuld des Bodens, Schuld des Klimas, Schuld des Gärtners und der Pflege. Wir wollen sie im Schofsse unseres Vereins nach Kräften hegen und nach bestem Wissen und Gewissen pflegen. Es haben sich zunächst die Kunstgenossen hier vereinigt; ihnen hat sich eine sehr erfreulich grofse Zahl von kunstliebenden Männern angeschlossen. An die Ersteren richte ich die Bitte, dass sie, wo und wie sie können, alle Sonderinteressen dem Zweck des Ganzen und dem Allgemeinen unterzuordnen sich bestreben mögen. Es liefre jeder in seiner Sphäre, was er liefern kann,

ohne ängstliche Sorge, ob sein Bemühen auch einen glänzenden Erfolg für seinen Ehrgeiz habe. Es werde freie ehrliche Kritik geübt, man halte nicht aus Rücksichten mit seinem Urteile zurück, doch spreche man es auch nicht lieblos aus. Gänzlich Ignorieren, sowie verletzend beissender Tadel wirkt lähmend auf den Beteiligten. Dagegen werde ein belehrender, mit Gründen unterstützter, offen ausgesprochener Tadel auch nur als der Ausdruck freundschaftlichen Rates aufgenommen. Es werde mit dem Künstler nie der Mensch verwechselt“. Den schlichten und doch zündenden Worten folgte ein poetischer Festgruß, den sein Verfasser, Ruperti, selbst vortrug.

Es ist das Leben reich an Not und Sorge,  
Und neue Arbeit bringt uns jeder Tag.  
Auch wer als Sonntagskind, als teurer Liebling  
Des Glücks geboren ward, er bleibt doch nimmer  
Von Kummer wie von Plage ganz verschont.  
So ward vom Himmel über uns bestimmt,  
Als wir in dieser Erde Schranken traten.  
Doch ist gerecht auch wieder die Natur,  
Und wenn sie schweres fordert und die Kräfte  
Des Körpers wie des Geistes ewig spannt,  
So schüttet sie zugleich auch reiche Fülle  
Der Freude wie des Segens über uns;  
Sie gibt uns Sonnenstrahl und Lenz und Wein,  
Sie gibt uns Jugend, gibt uns Lieb' und Freundschaft,  
Gibt Kunst und Wissen und wie viel des Hohen,  
Des Schönen und Erheiternden noch sonst,  
Dafs lieb doch allen stets trotz seiner Bürden  
Das Dasein bleibt, so lang' es wahren mag. —

Der Frühling, welcher jetzt so zauberisch  
Mit Grün und bunten Farben sich entfaltet,  
Erscheint mit jedem neuen Jahre wieder;  
Die ihm verwandte Jugend fordert er  
Zu froher Lust, zu Spiel und Tänzen auf,  
Er ruft mit lindem Hauche, mit den Tönen  
Der süßen Nachtigall die Liebe wach;  
Selbst in erstorbne Herzen läßt er sanft  
Erinnerung vergangner Tage gleiten.  
Doch flüchtig ist sein Weilen nur hienieden,  
Und wie wir recht uns sein zu freun gedenken,

Da weicht, als sei es nur ein Traum gewesen,  
Er schon von dannen wieder raschen Flugs  
Und läßt uns nur der Sehnsucht Schmerz zurück. —

Doch mag er fliehn; es lacht ein anderer Lenz,  
Der ewiglich mit seiner goldnen Sonne,  
Mit frischem Grün, mit zartem Blumenschmelz,  
Mit linder Luft und Nachtigallenliedern  
Entzückt, ein Lenz, der nimmermehr vergeht,  
Ob alles auch sich umgestalten mag.  
Ihr fragt nach ihm, ihr forschet, welch eine Göttin  
Mit allen seinen Zauberreizen ihn  
Sich auf die Erde niedersenken läßt?  
Sie, die uns heut' in diesem Raum vereinigt,  
Der unsre Huldigung gewidmet ist,  
Die Kunst, die hohe, hehre Himmelstochter! —

O schaut zurück in die vergangne Zeit,  
Und Staunen faßt euch an bei ihren Wundern!  
O blickt umher auch in der Gegenwart  
Und seht sie walten reich an Schöpferkraft  
Und überall ein neues, höheres Leben  
Im niedern des gemeinen Tags erwecken!  
Eins immerdar und doch so mannigfach,  
Sich ewig umgestaltend und verwandelnd,  
In tausend Farben spielend, tausend Tönen  
Erklingend bietet sie sich allen dar,  
Und keiner wohl ist also stumpfen Sinns,  
Dafs er sich ganz vor ihr verschliessen mag. —

Der Fels, von seiner Stelle fortgerückt,  
Wird fügsam unter ihrer Hand und steigt  
Nach fester Regel stolz zum Himmel auf;  
Der kalte Stein, das harte Eisen selbst  
Muß ihr gehorchen, wie sie lenkt und deutet,  
Und überraschend schaut uns eine Seele  
Aus dem an, was gefühllos war und tot;  
Der Farben reiche, bunte Fülle schmilzt  
Auf ihren Ruf harmonisch ineinander,  
Und was so grau und unbelebt noch eben  
Vor uns dastand, ist eine Zauberwelt,  
In die wir staunend und mit Freude blicken;  
Sie hebt die Hand empor und winkt, und siehe,  
Indem ein Wort sich an das andre reiht,

Ersteh'n Gestalten deutlich und bestimmt,  
Vor unsern Augen handeln sie und leiden  
Und rühren mächtig uns das tiefste Herz ;  
Sie ruft ihr Zauberwort aufs neu', und horch,  
Ein Strom des Wohllauts fließt mit seinen Wogen  
Nun leiser plätschernd, nun mit Macht erbrausend,  
An uns vorbei, daß uns die Freudenträne  
Gar oft entquillt, wenn wir den Klängen lauschen. —

Die Himmelstochter, die so hehres schafft,  
Die solchen Reiz dem Erdenleben leiht,  
Sie führt in diesen Räumen uns zusammen,  
Sie ist der Wahlspruch, den wir uns erkoren,  
Ihr Banner lassen hoch und stolz wir flattern.  
Der zeigt den Maßstab vor und der den Meißel,  
Ein andrer hält am Arme die Palette,  
Der läßt das Wort und der den Ton erklingen,  
Und andre wieder, wenn auch fremd dem Schaffen,  
Sind doch in Lieb' und Huld ihr zugetan  
Und schließes gern und froh sich denen an,  
Die ihr die ganze Kraft gewidmet haben.  
Ihr treu zu dienen, eifrig sie zu fördern,  
Daß immer herrlicher sie in unsern Mauern  
Erbühen mag, daß mehr und mehr sich alle  
An ihrer Schönheit reinem Strahl begeistern,  
Dies sei das Ziel, das wir ins Auge fassen,  
Dies sei es, was wir feierlich geloben!  
Und auch zu heiterer Geselligkeit,  
Zu Scherz und muntren Laun' und frohem Lachen,  
Das sie bei ihren Jüngern liebt und hegt,  
Weil es die Freudigkeit des Schaffens steigert,  
Soll sie uns oft und gern zusammenrufen. —

Schwer ist der Anfang aller Erdendinge,  
Und grade das, was Wert und Dauer hat,  
Steigt langsam aus dem Boden nur empor ;  
Mir aber lebt die Hoffnung tief im Geiste,  
Der Keim, den wir am heut'gen Tage pflanzen,  
Dereinst wird er zum mächt'gen Baum erwachsen,  
Der weit die schattenkühlen Arme streckt,  
In dessen Zweigen froh die Lüfte rauschen,  
Aus dessen Laub der Vögel Lied erklingt.  
Es trägt der Flug der Phantasie mich fort

In künft'ge Zeit; o folget mir dahin  
Und schaut mit mir, was meinem Blick sich zeigt.  
Jetzt fehlt das eigne Dach noch unserm Bunde,  
Und wenig nennt er nur sein Eigentum;  
Doch dann steigt ein Gebäude stolz empor,  
Geräumig, nach der Schönheit strenger Regel,  
Das froh wir als das unsrige bezeichnen,  
Und welches Glieder unsers Bundes schufen.  
Die Statuen, die Bilder an den Wänden  
Sind unsrer Künstlerbrüder schönes Werk;  
Aus jenen reichgefüllten Bücherschränken  
Schau'n Bundesnamen uns befreundet an;  
Der Flügel, welcher dort so hell erklingt,  
Nennt einen von den Unsern seinen Schöpfer;  
Die Töne der Musik, die Liederklänge,  
Die mit den Werken alter Meister wechseln,  
Erzeugnisse des eignen Kreises sind es,  
Und unsre Räume hörten sie zuerst.  
Und an Gedichten fehlt es vollends nicht;  
Da haben wir viel eher uns zu hüten  
Und Damm und Deich und Bollwerk vorzuschieben,  
Wir möchten sonst in einer Überschwemmung,  
In einem Meer von Versen untergehn;  
Aus eigener Erfahrung kenn' ich das,  
Ich weiß, wie die Poeten alle sind,  
Und liefere, um andre abzuschrecken,  
Am heut'gen Tage selbst davon ein Beispiel. —

So träum' ich mir die Zukunft unsers Bundes,  
Und warum sollt' ich nicht? Süß ist die Hoffnung;  
Sie gibt zum Leben Kraft, leiht neuen Mut  
Und treibt zu rüst'gem Wirken freudig an. —

Empfanget meinen Gruß an diesem Tage,  
An welchem wir zum erstenmal im Namen  
Der hohen Kunst uns hier versammelt sehn!  
Wir alle geben redlich uns das Wort,  
Was jeder an Talent und Geist besitzt,  
Was ihm an Scherz und Witz und munt'rer Laune  
Verliehen ward, nach Kräften zu entfalten.  
Mag in den Ernst des Lebens immerdar  
Die stille, schöne Heiterkeit der Kunst  
Gleich einem klaren Stern herniederleuchten!  
Nehmt meinen frohen, freudigen Gruß! Glück auf!

Es folgte nun die Aufführung des Oktetts von Mendelssohn durch die Herren Böttjer, Cabisius, Krollmann, Lürman, O. Runge, Sastedt, Schmidt und Zahn, und darauf der Vortrag eines von Ruperti gedichteten und von Ritter komponierten Festgesanges. Bei der Festtafel aber konnte unter freudiger Zustimmung aller der Regierungssekretär Otto Gildemeister dem Präsidenten mit dem Dank der Gesellschaft auch deren Überzeugung aussprechen, daß durch ihn der Mittelpunkt für alle künstlerischen Bestrebungen und Interessen — und die seien größer als von einer vorzugsweise materiellen Stadt zu erwarten wäre — gegründet sei, der Künstlerverein.

---

## II.

Die Beilage zum „Bremer Sonntagsblatt“ vom 22. Mai 1856 hatte Recht, wenn sie ihren Bericht über die Gründungsfeier des Künstlervereins damit einleitete, der Erfolg des vorhergehenden Abends habe bewiesen, daß es ein glücklicher Gedanke gewesen wäre, alle vorhandenen, aber brach liegenden Kräfte und geistigen Fähigkeiten zu harmonischem Zusammenwirken anzuregen und somit stärkend und befruchtend auf die Gebiete des geistigen und künstlerischen Lebens einzuwirken; es sei in Wahrheit einmal wirklich einem tief gefühlten Bedürfnis entgegengekommen. Denn man drängte sich, in den neuen Verein aufgenommen zu werden, dessen Name bei dem enormen Anwachsen seiner Mitgliederzahl, als gäbe es auf einmal sovieler „Künstler“ in Bremen, bald auch auswärts den gutmütigen Spott herausforderte. Seinen humorvollsten Niederschlag fand er in einem Witzwort des „Kladderadatsch“, der, als man auf das tausendste Mitglied nicht mehr lange zu warten brauchte, vom bremischen Verein der — Tausendkünstler redete. Der Spott focht nicht weiter an, zumal in den ersten Jahren, als der Kreis noch kleiner war, in ihm tatsächlich eine kaum vermutete Summe latenter Kraft in die Erscheinung trat. Die Kosten des geistigen Menus, das in den offiziellen Zusammenkünften am Mittwoch abend, seit 1865 an Donnerstagen, vorgesetzt wurde, bestritt einzig und allein der Klub selber aus seinen Reihen. Eine halbe bis dreiviertel Stunden redete ein Mitglied, das aus den überreichen Anmeldungen vom Vorstande ausgewählt werden mußte, über ein der Kunst, zuweilen auch der Wissenschaft entnommenes Thema. Leider ist das „Anlagebuch“, auf das sich die den schwarz geschriebenen Vorstandsprotokollen mit roter Tinte eingefügten Versammlungsprotokolle mehrfach beziehen,

nicht mehr aufzufinden. Sonst würde es z. B. eines pikanten Beigeschmackes nicht entbehren, aus ihm ausführlicher darüber aufgeklärt zu werden, was denn der am 2. Juli 1856 gehaltene Vortrag über die Richtung in der modernen Kunst so Aufrehrerisches enthalten hat, das vorstandsseitig eine Erwiderung durch Dr. Müller für nötig gehalten wird. Das wird zwar im August für erledigt erklärt durch einen Vortrag des Dr. W. Meier über das Band der Verwandtschaft unter den schönen Künsten, scheint aber doch noch nachzuwirken in einer Reihe von Vorträgen des Pastor Nagel, die den durchsichtigen Titel führen: Zur Verständigung über das Wesen der Kunst. Den kurzen rednerischen Darbietungen folgte regelmässig eine musikalische Unterhaltung. Auch sie ruhte ganz auf der opferwilligen Hingabe der Mitglieder. Berufskünstler und Dilettanten traten zum schönen Bunde von Trios bis zu Oktetten zusammen, zuweilen die vorangegangene Rede musikalisch illustrierend, meist aber für sich selber die Aufmerksamkeit des immer dankbaren Publikums heischend. Gedenktage der Kunstgeschichte werden sorgfältig berücksichtigt und gern zum Anlaß besonders vorbereiteter Feiern genommen; es ist erstaunlich, wie viel fünfzig- und hundertjährige Gedenktage in die Jugendzeit des Künstlervereins fallen. Durchreisende Künstler sind ebenso stets freundlichster Begrüssung gewifs, ja förmlicher Ovationen im offiziellen Kreise des übrigens lange Jahre nur Herren zugänglichen Klubs. So wird schon am 23. August des Gründungsjahres eine auferordentliche Generalversammlung nötig, um in den Statuten eine Lücke auszufüllen. Es fehlte in ihnen nämlich eine Bestimmung über eine eventuelle Ehrenmitgliedschaft und diese sollte dem damals in Bremen anwesenden Bildhauer Carl Steinhäuser angetragen werden. Der von Ruperti begründete und einhellig gefasste Beschluß, für dessen „Ausarbeitung Herrn Hufeland zehn Taler bewilligt wurden“, mag auch als Beispiel des nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein kräftig sich regenden Vereinslebens hier eine Stelle finden. „Der Künstlerverein zu Bremen, zur Förderung künstlerischer und wissenschaftlicher Interessen begründet, er-

blickt mit Freude einen Mann in seiner Mitte, dessen Wirken nicht bloß in Europa, sondern auch bereits auf der andern Seite des Ozeans verdiente Anerkennung gefunden hat. Er rechnet es sich zum Ruhme an, in das Verzeichnis der zu ihm Gehörenden auch seinen Namen eingetragen zu sehen. Er ernennt zu eigener Befriedigung ihn zum Ehrenmitgliede und wünscht, daß der Himmel ihm wie bisher Gesundheit und Kraft verleihen möge, damit noch eine lange Reihe von Schöpfungen der Kunst den schon ans Licht getretenen ebenbürtig sich anschliese.“ Steinhäusers Antwort liegt nicht bei den Akten, aber in ständiger Verbindung ist er mit dem Vereine seiner Vaterstadt lange geblieben, hat für ihn in Rom und anderswo Einkäufe gemacht und gesandt, ihm laut Protokoll vom 9. März 1862 seine Marmorbüste Sappho unter der Bedingung zum Geschenk angeboten, daß dieselbe in der Vorhalle des Lokals aufgestellt werde, und hat auch wohl bewirkt, daß ein Modell des heil. Lukas, das sein Bruder Adolf 1859 hinterlassen, erworben wurde. (So hat es Dr. H. A. Müller protokolliert. Herr D. Kropp dagegen teilt mir mit, daß es eine Statuette Dürers gewesen wäre. Jedenfalls hat Kropps heil. Lukas am Vereinshause nichts mit Steinhäusers Modell zu schaffen.) Die Schenkung, oder wenigstens das Angebot, der Sappho mag in Zusammenhang damit stehen, daß im vergangenen November Senator Otto Gildemeister einer Anregung von Hermann Allmers zur Verwirklichung verholten hatte. Durch freiwillige Beiträge, zu denen sich Mitglieder des Künstlervereins bereit erklärten, sollte nämlich die Steinhäusersche Marmorgruppe des h. Ansgar für den Verein erworben und dem bremischen Staate zur öffentlichen Aufstellung geschenkt werden. Das ist dann bekanntlich 1865 in Verbindung mit einer am 2. Februar veranstalteten Tausendjahrfeier des heil. Ansgar geschehen, für die im Künstlerverein Dr. H. A. Schumacher den Prolog über das Thema „Das Jahrtausend ist gleich wie ein Tag“ gedichtet hat. Was aber aus dem erhofften Überschufs jener Sammlung geworden ist, der von Gildemeister als Fonds für Verschönerung der Stadt

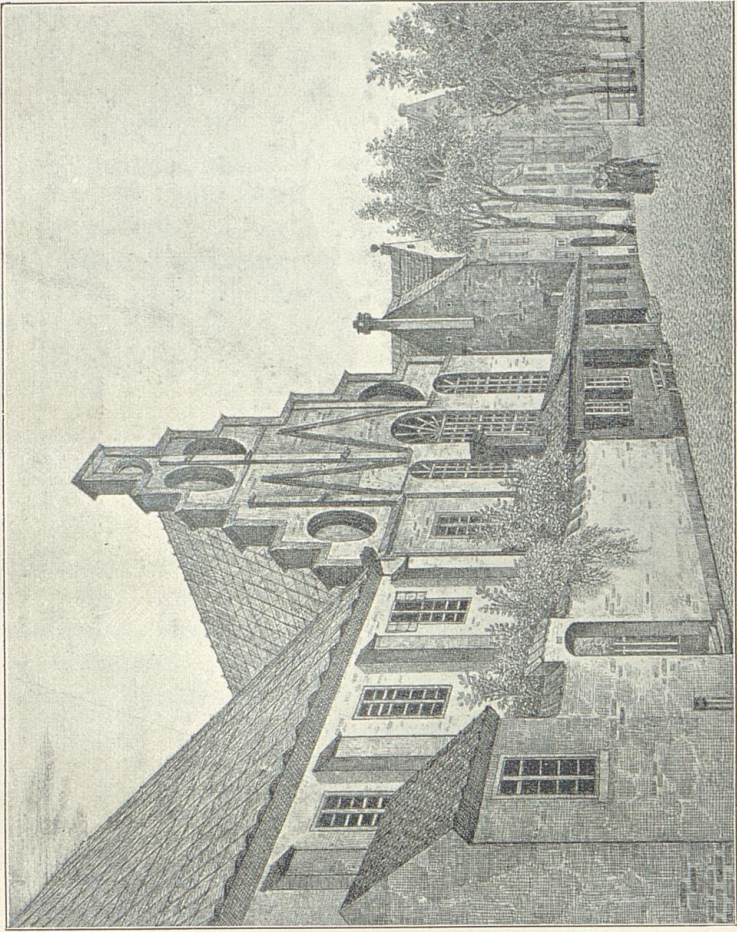
gedacht war, geht aus den Akten nicht hervor. Vielleicht bezahlte sich aus ihm die gleichfalls vom Künstlerverein übernommene Anbringung des von Allmers angebotenen Seumeliefs am Arbeitshause, nachdem Herr v. Kapff im Sommer 1863 abgelehnt hatte, mit dem Medaillon sein Haus an der Wachtstrasse schmücken zu lassen. Es findet sich dagegen, was Steinhäusers Ansgar betrifft, in den Akten ein Protest der „Abteilung für Bremische Geschichte und Altertümer“, deren Begründung am 1. Dezember 1861 vom Vorstande des Künstlervereins genehmigt war, gegen die Terrorisierung des damaligen Vereinspräsidenten Heinrich Müller, zusammen mit dem Einwande gegen eine „öffentliche“ Aufstellung des „auf Innenwirkung berechneten“ Kunstwerkes. Steinhäusers eigene Ansicht und seine weiteren Beziehungen zum bremischen Künstlerverein — er ist 1879 in Karlsruhe gestorben — liegen im Dunkel.

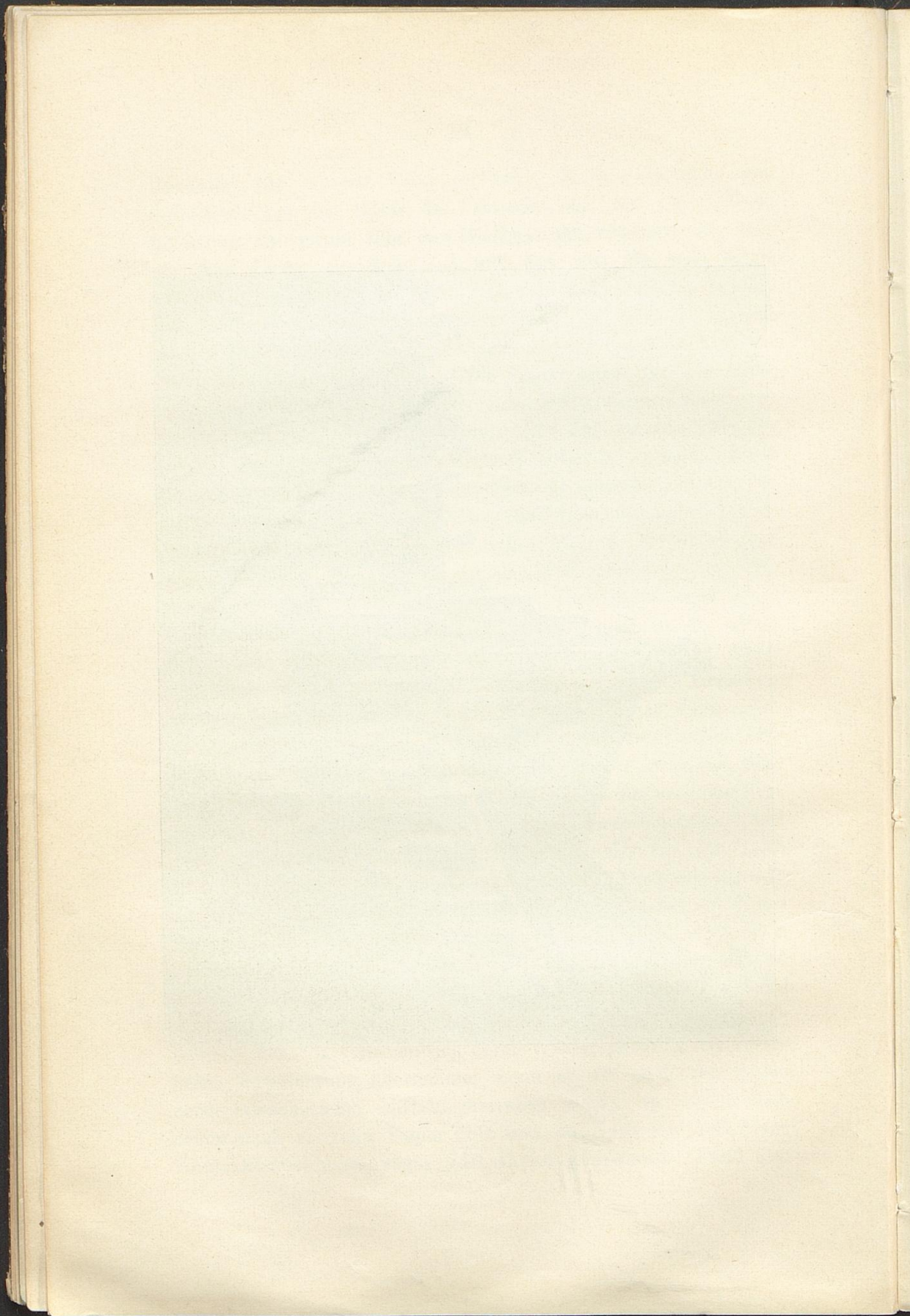
Wie übrigens der Bildhauer Steinhäuser gelegentlich seiner Anwesenheit in Bremen gefeiert wurde, so bald darauf der Generalmusikdirektor Louis Spohr aus Kassel. Auch er wurde zum Ehrenmitglied ernannt, was er in seinem Dankschreiben als „höchst angenehm und ehrenvoll“ bezeichnet. Später ist man mit solchen Ernennungen sparsamer geworden: aus neuester Zeit, 1891 und 1893, sind Hermann Allmers und Otto Gildemeister bekannt; 1872 ist der Ministerresident Dr. H. A. Schumacher damit geehrt und 1887, als die historische Gesellschaft zu ihrem 25jährigen Jubiläum den Lübecker Staatsarchivar Wehrmann, den Rostocker Koppmann und den damals Breslauer, jetzt Berliner Geschichtsprofessor Schäfer zu ihren Ehrenmitgliedern erheben wollte, mußte sie statutengemäfs beantragen, dafs diese auch in ein gleiches Verhältnis zum Künstlerverein gestellt würden.

Gönnen wir nun aber auch der hinter den Kulissen sich abspielenden, stillen Arbeit des Vorstandes in den ersten Jahren einen Blick. Geradezu rührend ist die Opferfreudigkeit, mit der sich da die einzelnen Männer der immer vielgestaltiger werdenden Verwaltung hingeben. Der gröfsere Ausschufs versammelte sich anfangs jeden Freitag, dann alle 14 Tage: aber

jeden Abend von 8—9 Uhr ist der Reihe nach eins der fünf Vorstandsmitglieder im Hôtel de l'Europe anwesend, um Anmeldungen entgegen zu nehmen. Und der Andrang ist so groß, daß bereits am 7. November des Gründungsjahres die Aufnahme in die 5. Sektion, die der „Kunstfreunde“, sistiert werden muß. Man zerbricht sich den Kopf, wie die Abweisung ohne Kränkung geschehen könne. Mochte doch der allgemeine Wunsch, eine eigene Gesangsabteilung zu gründen, keinen sangeskundigen „Kunstfreund“ vorbei ziehen lassen. Nebenbei bemerkt: man hielt es für angängig, den Ehrgeiz einiger Kaufleute mit literarischen Liebhabereien, nicht der 5., sondern der 4. Sektion beigezählt zu werden, befriedigen zu dürfen, doch wagte man wegen der bekannten Empfindlichkeit der Musikkünstler nicht, die Sangesbrüder in der Musikersektion unterzubringen. Zur rechten Zeit wird da nun von vielen Seiten konstatiert, daß außer den Mittwochsabenden der Besuch schwach sei und das liege an den „freilich mangelhaften Vereinslokalitäten“. Einen geschickteren Trick konnte es gar nicht geben. Die Behandlung dieses Problems blieb ja keine interne Vorstandsangelegenheit; sie zog die Mitglieder in immer größerer Zahl auch an den nichtoffiziellen Versammlungsabenden in das Vereinslokal, dessen Beschränktheit damit nun allen demonstriert war. Auswandern! Aber wohin? Eigenes Heim! Aber wo? Ein Projekt jagt das andere. Herr Callmeyer, der den Neubau eines größeren Vergnügungslokals beabsichtigte und zu dem Ende das Gebäude zu den drei Löwen (jetzt Ostertorstraße 28/29) käuflich erworben hatte, teilt dem Präsidenten Ritter mit, daß er mit dem Künstlerverein in Verbindung treten möchte (21. November 1856). Der Rechnungsführer Rodewald vertritt (6. Februar 1857) die Idee, in der Nähe der Union einen Platz zu kaufen und beantragt, denselben sich an die Hand geben zu lassen, mit der Union aber einen Vertrag zu schließen, die Verbindung mit diesem Lokale genehmigen zu wollen, der Art, daß bei größeren Veranstaltungen des Künstlervereins der große Saal der Union mit benutzt werden könne. An demselben Tage offeriert Herr Karl Poppe sein „neues

Gebäude“ für tausend Taler jährlicher Miete. Als man nun vorsichtshalber im Hôtel de l'Europe nur auf ein halbes, höchstens ein ganzes Jahr den Mietkontrakt erneuern will, hat der Wirt Lunte gerochen und will sich nur für zwei Jahre und zwar zum jährlichen Preise von 500 Talern binden lassen. Das Krameramtshaus wird befragt und ist erbötig, „seinen Saal mit Kabinett und Konzertsaal zu der ungefähren Miete von 150 Talern“ herzugeben. Die Union kann für die Mittwochabend des Künstlervereins nur den kleinen Konzertsaal anstellen für 6 Taler pro Abend; für die anderen Abende schlägt man vor, Zimmer im „Britisch Hôtel“ zu mieten. Auch die „Erholung“ (jetzt Ansgarikirchhof 1) kommt ernstlich in Frage. Aber in der Zwischenzeit hat das Ausschufsmitglied, der Architekt Heinrich Müller, neben und in der damaligen Domschule das Vereinslokal der Zukunft entdeckt. Vor der Hand beherbergt das Gewölbe an der Domsheide zwar noch das Tabaklager von J. H. Wellbrok. Aber der ist bereit, davon abzustehen und Heinrich Müller ist bereit, es für 4000 Taler zu Vereinszwecken auszubauen, die Beschaffung des Inventars würde weitere 2000 Taler beanspruchen. Er hat denn auch schon ein provisorisches Protokoll mit den Domherren aufgenommen, dem zufolge der Dom als Eigentümer zwar mit dem Umbau sich nicht befassen wolle, aber die Benutzung des Hörsaals der Domschule, nachdem er mit Gasbeleuchtung und Öfen versehen wäre, zweimal in der Woche für 50 Taler gestatten und dazu für 500 Taler die unteren Räume vermieten würde, „nämlich die Küsterwohnung, den unteren Teil der „Glocke“ (heute abscheulicherweise Oktogon genannt), den Garten und die Halle“. 600 Aktien à 10 Taler sollen mit 24 Gröten jährlicher Verzinsung ausgegeben werden, und obwohl der vorsichtige Rechnungsführer ausdrücklich ins Protokoll aufnehmen läßt, daß hinsichtlich deren Wiedereinlösung der Verein keine Verpflichtung übernehme, wenn er sie auch aus seinen etwa erwachsenden Mitteln erstreben werde, so waren doch schon nach vierzehn Tagen 680 und am Tage des definitiven Kontraktabschlusses sogar 740 Aktien gezeichnet. Fand also





das Müllersche Projekt eine derartig begeisterte Unterstützung, so tat auch der Architekt das möglichste, aus dem Provisorium in der „Erholung“, deren Räume während des Umbaus hatten gemietet werden müssen, herauszukommen: am 28. Dezember 1857 konnte das neue Lokal eingeweiht werden. Um 6 Uhr versammelten sich die Mitglieder im Obergeschofs, dem, später als Erfrischungszimmer zu benutzenden, Vorzimmer (wo heute die Orgel steht) und dem mit flachem Tonnengewölbe eingedeckten sog. Hörsaal der Domschule. Von hier aus bewegten sie sich eine halbe Stunde darauf in geschlossenem Zuge in die untere Halle, wo die Übergabe an den Verein stattfand. Die Festfeier begann dann mit einer vom Kapellmeister Sobolewsky komponierten Kantate von Ruperti auf die Kunst, endigte mit der vom gesamten Orchesterpersonal aufgeführten C-moll-Symphonie von Beethoven und umschloß auf solche Art den Vortrag des Senators Otto Gildemeister über „Beaumarchais und der dritte Stand vor der Revolution“. Um 10 Uhr vereinigten sich etwas über 300 Teilnehmer zu einem Festessen, dem Pastor Nieter einige Worte über Kirche und Kunst voranschickte. Professor Gravenhorst toastete auf Bremen, Gildemeister auf die Domherren, denen zu verdanken sei, daß die letzthin durch die Lokalmisère notwendig gewordene Trennung des Kopfes vom Magen nunmehr vorüber wäre; vom Dom antwortete der Bauherr Senator Adami auf den neuen Ankömmling und Pastor Knippenberg auf die Vereinigung von Kunst und Kirche; Ruperti feierte darauf nochmals die Künste. Bevor aber dann die offiziellen Toaste durch Dr. Frese auf den Handel, H. Müller auf das freie Handwerk, den Oldenburger Gast Dr. A. Laun auf die Frauen ihr Ende fanden, hatte Dr. H. A. Müller einen von Wilckens & Söhnen gearbeiteten silbernen Ehrenpokal mit Wein füllen lassen und brachte ihn dem Meister der Künstlerhalle, Heinrich Müller, dar:

„Es sei ein Denkmal Deines Ehrentages,  
Der unsrem Wohnsitz seine Weihe gab.  
Er ward durch Dich der freien Kunst verliehen,  
Und freie Kunst soll dauernd darin blühen.“

---

### III.

Mit dem Einzuge in das neue Heim kam eine schon oft beratene Frage wieder in Flufs: die Damenfrage. Schon im Dezember 1857 hatte im Hinblick auf die Raumvergrößerung der Vorstand — aber erst nach lebhafter Debatte — sich dahin geeinigt, an drei Abenden der Wintersaison die Damen zuzulassen; aber „nach den Vorträgen hätten sie sich zu entfernen“. Nur einmal dürfte ihnen ein längeres Verweilen gestattet werden, und dieses eine Mal sollte in jedem Jahre besonders festgelegt werden. Für die auch in solcher Beschränkung sich dokumentierende Generosität der Herren scheinen die Damen sofort das weitgehendste Verständnis gehabt zu haben. Zunächst kam ein rührendes Dankgefühl zum Ausbruch: am 17. Januar 1858 erliefen Frau Karoline Ritter, Marie Müller-Warneken und Amalie Rodewald ein Zirkular, das beginnt: „Die nächsten „weiblichen Angehörigen“ der Mitglieder des Künstlervereins, wie sie vom Vorstande mit mehr Richtigkeit als Höflichkeit genannt werden, beabsichtigen, ihr Interesse an dem Emporblühen des Vereins, sowie ihre Dankbarkeit für die Teilnahme an einigen Versammlungen auf eine von Frauenhänden auszuführende künstlerische Weise auszudrücken.“ Sie wollen eine Decke für das neue Katheder der Vorlesungen und eine Fahne zur Benutzung bei feierlichen Gelegenheiten sticken. Die Abrechnung des Damenkomitees im September 1859 ergab nun allerdings ein Resultat, daß neben den Kosten für die damals bereits überreichte — und übrigens noch heute bei Vorträgen gebrauchte — Kathederdecke nur noch „ein neues Katheder selbst nebst den dazu gehörigen Leuchtern und einen Sessel“ anzuschaffen übrig blieb; auf die Fahne mußte man verzichten. Wenn also ein bei den Akten liegendes Gedicht, dessen zerknitterter Zustand

darauf schliessen läßt, daß der oder die Vortragende es zur größeren Redesicherheit in der hohlen Hand gehabt hat, „die Übergabe der Fahne“ beim „Schönebecker Fest am 13. Juni 1858“ feiert, so kann sich das nur darauf beziehen, „was der Pinsel bis jetzt nur auf der schlichten Leinwand schuf“. (Denn die tatsächlich existierende Fahne des Vereins ist erst 1901 von einem Damenkreise, an dessen Spitze Fr. Aline von Kapff stand, gestiftet worden nach dem Entwurf des Malers Gottfr. Hofer.) Jener anonyme Erfinder von 1858 hatte sich einen Engel ausgedacht,

„Er trägt das Zeichen jener Himmelstochter,  
In deren Dienst Du (der Verein) frei und freudig stehst,  
Das Wappen, so des deutschen Reiches Kaiser  
Dem edelsten der Künstler selber gab,  
Dem Meister Dürer, den wir hoch verehren:  
Es sind auf rotem Feld der Schilde drei.  
Darunter schwebt in dunklen Fittigen  
Der deutsche Aar mit seinem Doppelhaupt,  
Der Dir der Künste Sitz und Heimat weiset  
Und ihre frühe deutsche Blütenpracht.“

Die künstlerische Arbeit zarter Hände dankbarer Frauen hatte also den Einzug der „weiblichen nächsten Angehörigen der Mitglieder“ begleitet. Nachdem sie erst einmal den Zutritt erlangt, kann man sich nicht wundern, daß schon am 24. März 1860 Otto Gildemeister scherzt:

„Künstlerverein!“ Ach da gehen die Damen hin,  
Indes die Männerwelt sich leise schiebt,  
Sobald es nichts für sie zu beißen gibt.“

Und wenn hier mit angeborener Höflichkeit aus den Protokollen einzig Dr. Rösing zitiert wird, der in der Generalversammlung vom 13. Juni 1858 den Antrag stellt, „Generalversammlung möge erklären: es habe dem Vorstande nicht das Recht zugestanden, ein Stiftungsfest mit Damen zu veranstalten“, so redet dieser eine Antrag Bände. Freilich hatte der Vorstand bei besagtem Stiftungsfest auch sonst noch eigenmächtig gehandelt. Aber es war doch auch recht eigenartig gewesen. Das Dampfschiff „Bremen“ hatte die Teilnehmer

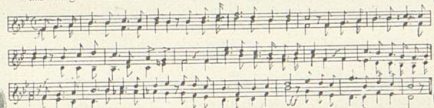
weserabwärts geführt; nach dem Frühstück bei Schönebeck war der „Maikönig“, dann ein Wettrennen des Don Quichote und Sancho Pansa auf lebendigen und künstlichen Pferden aufgeführt. Nach dem Mittagessen hatten „14 Mitglieder des Militärs“ eine Parade veranstaltet und nach dem Kaffeetrinken hatte man auf den kleinen Teichen Loreley und Lohengrin dargestellt, worauf mit dem Dampfschiff „Telegraph“ die Heimfahrt angetreten wurde. Beim Mittagessen aber und dann wohl noch öfter war das neue Bundeslied gesungen, zu dessen Abfassung ein Zirkular im April mit lakonischer Kürze aufgefordert hatte: „Wir brauchen ein eigenes Vereins- oder Bundeslied!“ Die ausgelobten 6 Flaschen guten Rheinweins (oder die ihnen gleichgesetzten 10 Taler?) hatte sich Dr. A. Laun verdient; denselben Preis trug als Komponist Herr Schöbe davon. G. Hunckel hatte es zum Stiftungsfest auf Stein gedruckt mit Randzeichnungen von Wedemeyer. Es muß aber doch wohl nicht den ungeteilten Beifall gefunden haben; denn in späteren Festprogrammen kommt es nicht wieder vor, und auch das einzige im Verein selbst erhaltene Exemplar der Hunckelschen Lithographieranstalt bedecken auf der Rückseite Abrechnungen mit dem Vereinsdiener Kloster.

So originell und vielseitig aber auch das Schönebecker Fest gewesen war und auf dankbare Anerkennung hätte rechnen dürfen, so lebhafte Debatten, mit Anzapfungen des Vorstandes wie gespickt, entluden sich auf zwei unmittelbar folgenden Generalversammlungen. Liest man zwischen den Zeilen der Protokolle, so ergibt sich als des Rätsels Lösung doch wohl die Annahme, daß alle die kleinen Nadelstiche wegen Ansetzung des Festes außerhalb des Vereinslokales, wegen der Damenbeteiligung, wegen Einführung Fremder, wegen des Betragens dieser und jener doch nur Ausfluß einer Stimmung des Unmutes über die unerwartete Ankündigung gewesen ist, daß Heinrich Müller zu den verausgabten 6000 Talern jetzt noch 3238 Taler 60 Groschen nachbewilligt haben wollte und natürlich auch bekommen mußte. Dieselbe Generalversammlung, die sich schließlichs dafür erklärte, 200 neue Aktien aufzunehmen,

# BUNDES LIED

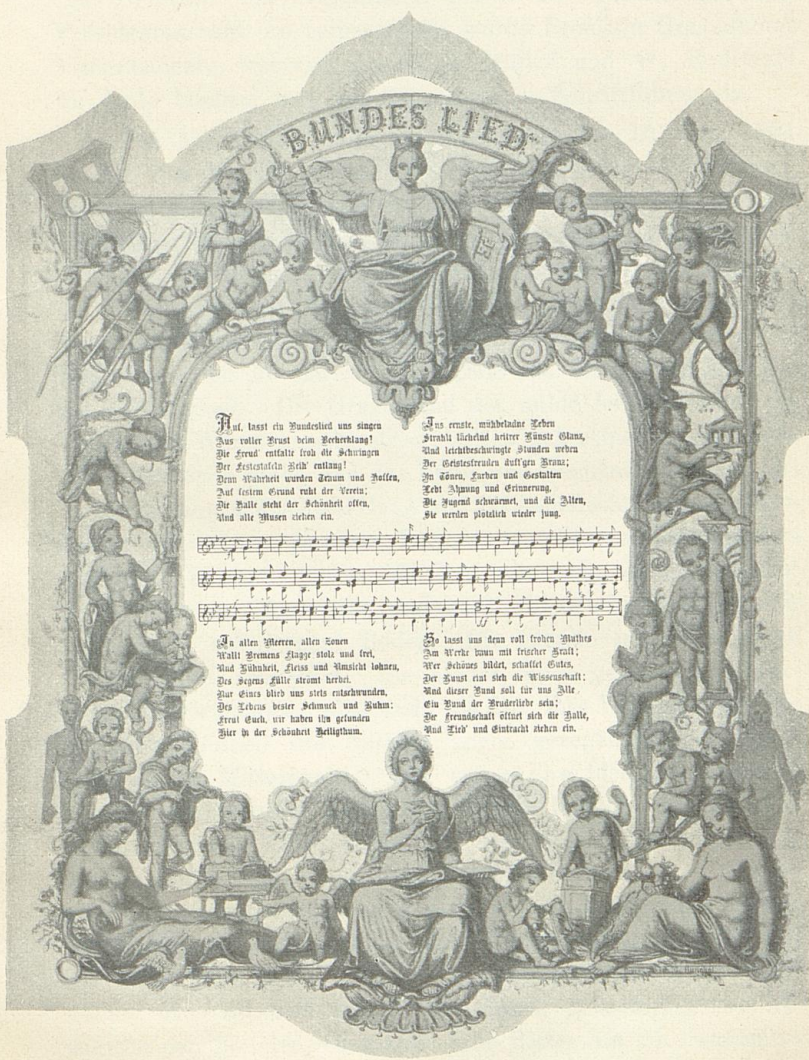
**H**ier laßt ein Bundeslied uns singen  
 Aus voller Brust beim Fechtklang!  
 Die Fecht' enthalte froh die Schwünge  
 Der Fechtstiele Hand' entlang!  
 Denn Wahrheit werden Treue und Hilfe,  
 Auf festem Grund ruht der Verein;  
 Die Halle steht der Schönheit offen,  
 Und alle Mägen eilen ein.

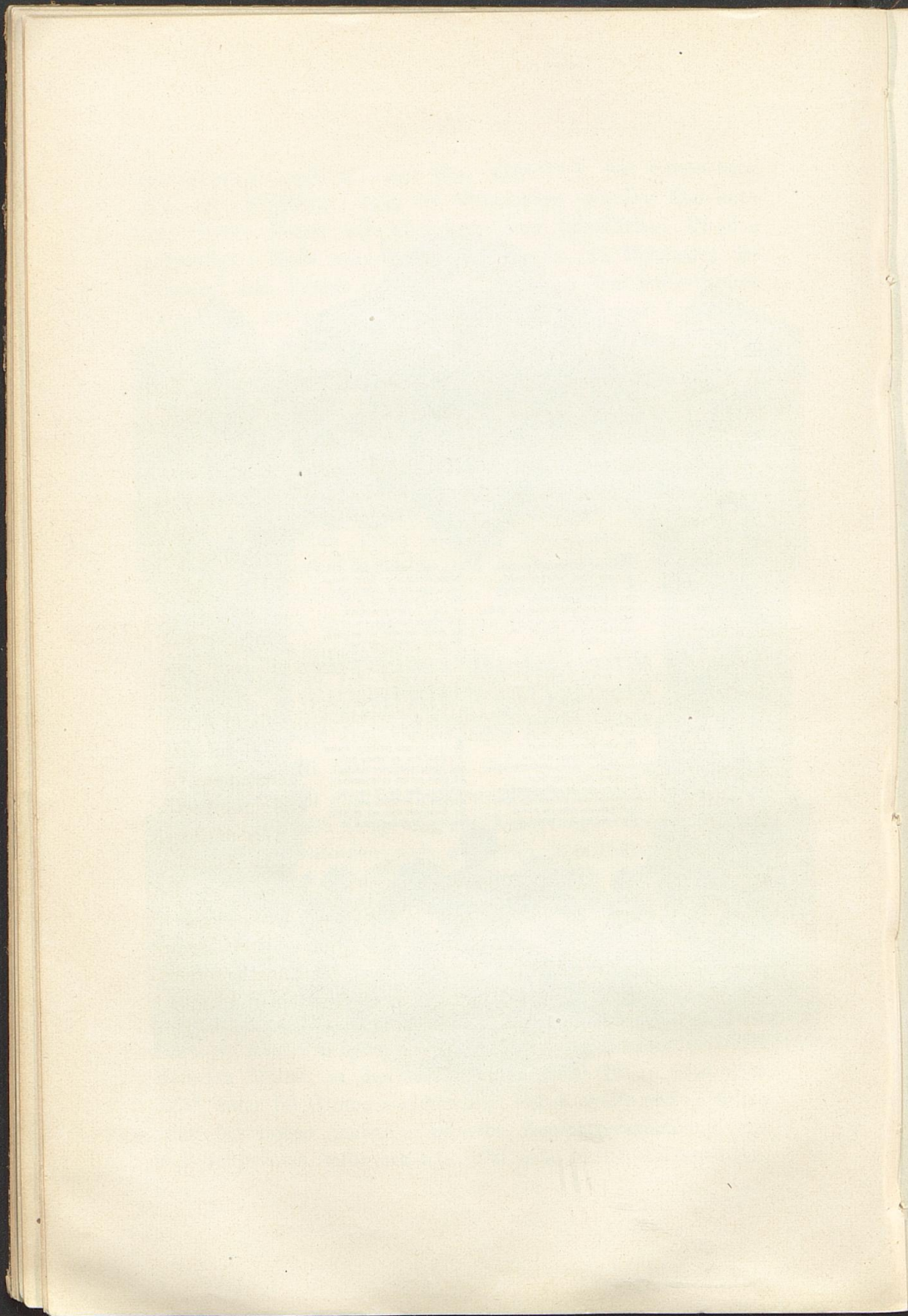
Ins eraste, muthvolle Leben  
 Strahl' Licht und heitere Fecht' Glanz,  
 Und leuchtbesungene Stunden werden  
 Der Geistesfrucht' süßgen' Kraus;  
 In Gesez, Tugend und Gestalten  
 Lebt Muth und Erinnerung,  
 Die Jugend schwärmet, und die Patrie,  
 Die werden stätlich wieder jung.



**I**n allen Aetern, allen Zonen  
 Wallt Brenns Flamm' stolz und frei,  
 Und Fährheit, Fleiß und Umsicht lehren,  
 Des Segens Hülle strömt herbei.  
 Nur Eins blieb uns stets entzühnend:  
 Des Fechts heiler Schweiß und Schmuck;  
 Denn auch, wir haben ihn gefunden  
 Hier in der Schönheit Heiligthum.

**E**s laßt uns denn voll frohen Muthes  
 Am Werk' thuns mit frischer Kraft;  
 Wer Schönes bildet, schaffet Gutes,  
 Der Kunst' ernt' sich die Wissenschaft;  
 Und unser Bund' soll dir uns Jähr'  
 Ein Band der Freundschaft' sein;  
 Die Freundschaft' öffnet sich die Halle,  
 Und Fecht' und Ehrtrakt' stehen ein.





sah den bisherigen Präsidenten Ritter sein Amt niederlegen. Die Neuwahl des Vorstandes führte Dr. Pletzer auf den Präsidentenstuhl, an seiner Stelle wurde Professor Gravenhorst Vizepräsident; während Dr. H. A. Müller und W. Rodewald im Amte blieben, trat Dr. Saegelken als Schriftführer ein.

Die Ära Pletzer vom 30. Juni 1858 bis 15. Juni 1864 ist für den Künstlerverein eine Periode des Glanzes gewesen. Was ihn auszeichnete und für den Präsidentenposten eminent befähigte, ihn, der damals, 35jährig, nach seiner pädagogischen Tätigkeit an hiesigen Privatlehranstalten und als Mitredakteur der „Weser-Zeitung“ eben zum Hilfslehrer an der reorganisierten Hauptschule ernannt war, das spricht wohl am schönsten der Nekrolog in der „Weser-Zeitung“ 1868 aus. Er war ein Künstler der Geselligkeit. Die Grazie und der milde feine Humor, die sein ganzes Wesen umschwebten, teilten sich seinen Umgebungen mit. Er stieß nicht nur das Rohe und Gemeine von sich ab; er durchdrang mit seinem Geist und Schönheitssinn die geselligen Kreise um ihn her, ja, diese Vergeistigung des gesellschaftlichen Lebens in Bremen, sie wurde ihm seine eigentliche und mit Bewußtsein ergriffene Lebensaufgabe. Bremen bot dafür damals noch einen schwierigen Boden. Die Stände und Berufsarten waren scharf gesondert. Sie sollten einen gemeinsamen Versammlungsort haben; aber mehr als das, ihre Vereinigung sollte bei aller Freiheit des Zutritts enger gezogen werden durch einen idealen Mittelpunkt. Das war seine Idee vom Künstlerverein. Aus seinem Nachlaß hat sein Bruder, der Arzt Dr. Heinrich Pletzer, die „Bilder aus dem Süden“ herausgegeben. Darin findet sich ein Anhang, enthaltend drei seiner humoristischen Vorträge zu Stiftungsfeiern des Künstlervereins. Ihr Motto war das seines Lebens, die Devise seiner Tätigkeit als Vereinspräsident: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist dann dran?“ In ihnen, gelegentlich der Abschiedsfeier für den Theaterdirektor Ritter am 21. September 1865, kommt jenes „geflügelte“ Wort vor, das als Signatur der ganzen Ära gelten kann: „Ich bin, was vielen von euch leider fehlt: Ein — Geist!“ Hübsch hat Dr. H. A. Müller

nach einer ebenso beliebten wie zeitweilig auch gefürchteten Satirenaufführung Pletzer besingen lassen:

O Du witziger,  
O Du spitziger  
Würd'ger Künstlervereinspräsident!  
Siehe, wir preisen  
Dich und beweisen  
Folgsam uns alle dem Regiment.

Du heißest Friederich,  
Bist aber Spotterich,  
Bist's in Wort und nicht minder in Schrift,  
Denn Du belehrest  
Und Du bescherest  
Immer mit Witz, der uns schlägt und trifft.

Drum Ihr Männer all',  
Ehret ihn allzumal,  
Rühmt und preiset den einzigen Freund!  
Würdigt sein Streben,  
Hoch soll er leben!  
Spotterich, Spotterich, der uns vereint.

Ob er (1859) als Herrscher aller Toren deren Ständeversammlung eröffnet, (1860) seinen Rechenschaftsbericht erstattet, anhebend mit den Worten: Wenn die Herrscher sündigen, leiden die Völker, (1861) als Knecht Rupprecht einen Kleinkindertag abhält und die Getreuen des Vereins, Ruperti, Ältermann Löning, H. A. Müller, Abegg, Willatzen, Sonnenburg, Georg Gröning, Joh. Kührtmann, Ferd. Nielsen, Georg F. Heye, D. Ehmck und Ths. Ratjen, mit höchst possierlichem, deren kleine Eigenheiten harmlos verulkendem Spielzeug beschenkt: immer ist es eine ideale Geselligkeit, in deren geistige Höhe er die Gesellschaft hinaufhebt. Und das rechneten seine Freunde und die übrigen Vereinsmitglieder ihm doppelt hoch an, da die Zeiten sie damals gar nicht zum befreienden Lachen kommen ließen. Man denke nur an das Jahr 1859: Am Tage, wo nach langem Verhandeln, ja lebhaftem Streit der Verein sein „ländliches Fest“ in Oberneuland feiern wollte, wozu entzückende Rundschreiben, von Heinrich Müller verfaßt und vermutlich von Walte mit herrlichstem Randschmuck in

Tondruck verziert, aufgefordert hatten, (ein Fest, das übrigens nach Rupertis Hinweis auf die ernsten politischen Verhältnisse doch nicht abgehalten wurde), fand die Schlacht bei Magenta statt. Am Tage, den man sich zu feiern aber nicht nehmen liefs, am 100. Geburtstage Schillers, machte auffällig übereilt Österreich seinen endgültigen Frieden mit Napoleon in Zürich. In seiner unentwegten Preußenfreundschaft hielt Bremen bei solchen Nachrichten die Ohren steif und verfolgte doppelt aufmerksam die ungewohnt festen, ersten Schritte des Regenten, dann Königs von Preussen, seine Auflösung des Abgeordnetenhauses, seine Berufung Bismarcks, seine militärischen Reformen. Noch vor kurzem hatte man bei einem Stiftungsfeste das „Bremer Zigarrenlied“ gesungen:

Im Meer, im Meer, dort in dem fernen Westen,  
Dort liegt das Wunderland . . .  
Dorthin, dorthin entsendet ihre Segel  
Die teure Vaterstadt . . .  
Gönnt Macht und Gröfse allen andern Staaten,  
Die sie erreicht im Kampf,  
Gönnt ihnen ein'ge tausend Schock Soldaten:  
Uns — nur Havanadampf!

und jetzt tobte dort in der Nähe der Bürgerkrieg, jetzt mischte in Mexiko sich Napoleon ein. Das waren ernste Zeiten für Bremen, seinen Handel, und also auch seine Handelsherren im Künstlerverein.

---

## IV.

Aber auch trotz dieser Wolken am politischen Himmel der sechziger Jahre wufste Friedrich Pletzer einen Generalstab von ausgesucht geistreichen Männern in den Dienst edelster Geselligkeit zu stellen. Voll humanen Taktes ist er selbst es, der 1863 vorschlägt, in anbetracht der ernsten Zeiten die Stiftungsfeier nicht mit einem lauten Bankett zu begehen. Aber er hat doch verschiedene Mitglieder bewogen, am Festtage die harmlose Zusammenkunft durch Aufführung eigener Kompositionen zu beleben. Und mit Feuereifer wirkt er für die Ausgestaltung des Erinnerungsfestes an die 50jährige Befreiung Bremens. Bürgermeister Duckwitz hält ihm zu Gefallen die Weihrede. In veredelter Geselligkeit aber dann weiter ein Gegengewicht zu schaffen gegen den übermächtigen Druck der damaligen Alltagsatmosphäre, scheint ihm geradezu seine Präsidentenpflicht und seine Lebensaufgabe zu sein. Und so fällt denn gerade in seine Präsidentschaft eine Reihe großartig glänzender Feste.

Zu dem einen, „einer Wette im Olymp“, hat Otto Gilde-meister den Text geschrieben, der lebende Bilder einleitete und begleitete (24. März 1860). Er ist eine Perle des köstlichsten Humors und von einer künstlerischen Geschmeidigkeit wohl lautender Verse, daß wir, dem Wunsche vieler Rechnung tragend, das ganze Gedicht im Anhang abdrucken.

Nicht anders als ein Prunkfest allerersten Ranges muß ferner die nächste größere Veranstaltung vom 12. Februar 1861 genannt werden. Es wurde als künstlerisches Ballfest im Stadttheater arrangiert und sollte die Volksfeier reproduzieren, die nach Gerhard Rynesberchs Chronik 1335 der Erzbischof Burkhard auf dem Domshof aus Anlaß des Wunders, das sich mit den Gebeinen der heiligen Ärzte Cosmas und Damian

begeben hatte, anrichtete. Vnde her Hinrik Doneldey, die borghermester, stund in enem waterkuuene van enen voder waters groot; dar wart hie utgheoffert myt smyde, mit clenade, myt golde vnde mit sulver. Von diesem Reichtum an Opfergaben, der den Bürgermeister schliesslich aus der Kufe herauszuklettern zwang, erhielt der Erzbischof dreihundert Mark Silber; das Übrige behielt Doneldey in seiner Eigenschaft als Dombauherr für den Bau der oberen Geschosse des Nordturmes und für die große Glocke. Diese Grundidee wurde bis ins kleinste festgehalten. Ohne Maske, aber in Kostümen des XIV. Jahrhunderts, drängen sich von  $1\frac{1}{2}$  Uhr an gegen 900 Teilnehmer in den zum Domshof umgewandelten Theatersaal. Festmarsch. Tanz. 8 Uhr Einzug der fürstlichen Gäste des Erzbischofs: aus Lauenburg (Herr Schünemann, Frau Wätjen), Lüneburg (Herr C. Schmidt, Frau Senator Gildemeister), Braunschweig (Herr C. Melchers, Fräulein Lürman), Bruchhausen (Herr und Frau Johs. Fritze), Oldenburg (Herr Walte, Fräulein Wätjen), Diepholz (Herr und Frau Hoffmann), Holland (Herr und Frau Konsul H. H. Meier), Mark (Herr Johs. Wilkens, Frau Alex. Fritze), Holstein (Herr J. D. Helmken, Frau v. Heymann) Hoya (Herr Johs. Plump, Frau Österheld), Delmenhorst (Herr Crüsemann, Frau Konsul A. Schröder), Johann von Oldenburg (Herr Just. Jungk, Frau Hedw. Fritze), Joh. von Delmenhorst (Herr Job. Roland, Frau Aug. Finke), Stotel (Herr Renken, Frau Dr. Pletzer); außerdem ein Gefolge von 200 Personen. Sie ziehen über den Platz und verschwinden in den Logen, die als Fassade des Palatiums geschmückt sind. Zwei Bürger und ein Oldenburger Viehhändler erzählen sich ihre Erlebnisse bei dem Turnier, das zwischen den vornehmen Gästen und Bremer Bürgern ausgefochten sei und bei dem die beiden Bremer von der Hude gesiegt hatten. Ob sie wohl wirklich gekrönt werden? Verärgerte Junker geraten mit jenen in Streit, eine Jungfrauenprozession aus dem Dom trennt sie, die Hudes werden gekrönt.  $10\frac{3}{4}$  Uhr: Großer Hauptfestzug des Erzbischofs (Theaterdirektor Behr) mit allen Gästen, Rede, Ritterschlag der ganzen Menge: „Freien Manns Arbeit, freien

Manns Wehr Sei immerdar Bremens Ritterehr.“ Volksbelustigungen. 12 Uhr: Kaiserliche Gesandte bringen der Stadt Bremen als Zeichen der Reichsunmittelbarkeit den Reichsschild, um ihn an der Rolandssäule aufzuhängen. 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr: Dankrede des Bürgermeisters Doneldey (Regisseur Schmitt), stehend in einem großen Fasse.

Rat und Bürger zanken sich  
Meistenteils ganz fürchterlich,  
Jedoch in einem Stücke mein' ich,  
Sind Rat und Bürgerschaft heut' einig,  
Dafs nämlich dieses heut'ge Fest  
Wenig zu wünschen übrig läßt;  
Dafs wir mit Kindern und Gesind'  
Äufserst vergnügt gewesen sind.  
Nur eines fehlt, was kommen muß,  
Des guten Festes guter Schluß.  
Schon ist die Mitternacht vorbei,  
Bald kommt die edle Polizei,  
Trotz Erzbischof und von der Hude,  
Und winkt uns sanft: „nun schiefst die Bude“.  
Drum wenn ihr tatenlustig seid,  
So ist es jetzt die höchste Zeit;  
Der Tag bricht an, die Hähne kräh'n,  
Des Faschings Spiele nun verweh'n,  
Der Aschermittwoch macht sich breit,  
Mit ihm aschgraue Wirklichkeit,  
Und wie ein Traum geht bald verloren,  
Was wir aus alter Zeit beschworen.  
Hin schwinden Samt und Hermeline  
Das Kleid wird wieder zur Gardine,  
Die Krinoline tritt allgemein  
In ihre alten Rechte ein;  
Fürsten und Ritter wie zuvor  
Geh'n wieder an Börse und Kontor,  
Und von dem Fest bleibt nur als trüber  
Nachklang die Schneiderrechnung über.  
Vor fünfhundert und einigen Jahren  
Ganz ähnlich die Verhältnisse waren,  
Das große Bischofsfest, das heute  
Vor Euch im Abbild sich erneute,  
Bestand auch nur aus wenig Stunden  
Und war mit Kosten sehr verbunden,

Nur mit dem kleinen Unterschiede,  
Man trug sein Pelzwerk nicht zur Miete.  
Doch nach Turnier und Tanz und Schmaus,  
Ging man nicht dumm und stumm zu Haus:  
Man hatte nach dem Faschingsfieber  
Auch für die Stadt noch etwas über,  
Und wie das zugging will ich nun  
Dem, der's nicht weiß, zu wissen tun.  
Als, wie gesagt, das Fest vorbei,  
Stand Bürgermeister Doneldei  
In einem großen Wasserkübel  
Und rief: „Das nehm' mir keiner übel,  
Dafs ich, eh' wir zu Bette geh'n,  
Ein Opfer für den Dom muß fleh'n.  
In dem weiten Lande am Weserstrom  
Ragt über alles der Bremer Dom,  
Vom Rhein bis an die Ostsee trifft  
Der Wand'rer kein so herrlich Stift.  
Vor andern reich seid ihr begabt,  
Dafs ihr ein solches Kleinod habt;  
Nun zeigt, dafs ihr des würdig seid  
Und macht zum Opfer euch bereit.  
Dem Bauherrn und dem Domkapitel  
Gebt ohne Geiz die nöt'gen Mittel,  
Dafs kunstreich und in edler Zier  
Die Kirche prange für und für,  
Und wer's nicht für Sankt Peter tut,  
Der denk', es kommt der Stadt zugut,  
Wenn in die blaue Luft empor  
Die Türme steigen und das Chor,  
Und zierlich gewölbt das hohe Schiff.  
Das gibt den Fremden einen guten Begriff,  
Dafs, wenn sie wieder nach Hause reisen,  
Sie Bremen und seine Bürger preisen.“  
Als die Bürger vernahmen das,  
Warf Alt und Jung ins Wasserfals  
Silber und Gold in solcher Menge,  
Dafs Doneldei hart kam in die Enge.  
Er hatte neben dem Opferschatz  
In seinem Kübel kaum mehr Platz,  
Und ward allmählig Stuf' um Stufe  
Herausgeopfert aus der Kufe.

Das Geld nun, das er eingenommen,  
Ist unserm Dom zugute gekommen,  
Und herrlich stand er manch Jahrhundert  
Mit schlanker Spitze, viel bewundert.  
Kein hoher Turm und schönerer stand  
Im ganzen Niedersachsenland.  
In spä'trer Zeit verheert vom Blitze,  
Verbrannte leider die mächtige Spitze,  
Und denkt euch nur, Sankt Peter war  
Nicht versichert gegen Feuersgefahr.  
Nun hatte, als jenes Feuer kam  
Und unserm Dom die Zierde nahm,  
Viel Kriegenot die deutsche Welt,  
Und so geschah, dafs auf den Rumpf  
Des Turms ein Unding plump und stumpf  
Gestülpt ward, wie es ja noch jetzt  
Unser Auge täglich verletzt;  
Ein häfslicher Auswuchs, ein kropfig Übel,  
Ein Mittelding zwischen Latern' und Zwiebel.  
Heut' nun, wo überall in Gunst  
Von neuem steht die alte Kunst,  
Wo man im ganzen deutschen Land  
Die Werk' von unsrer Väter Hand,  
Wie sie es verdienen, in Ehren hält,  
Ergänzt was fehlt, stürzt was entstellt,  
Heute sollte das reiche Bremen  
Sich solcher Mißzier wahrlich schämen,  
Und sollte erneu'n in alter Pracht,  
Was einst die Väter wohl gemacht.  
Aller Anfang ist schwer; ein rechter Mann  
Fängt aber doch, was Recht ist, an;  
Und sei der Anfang noch so klein,  
Was gut und recht ist mufs gedeih'n.  
Aus einer Eichel wächst ein Wald,  
Aus Tropfen schwillt des Strom's Gewalt,  
Auf einem Grundstein, ungeseh'n,  
Paläst' und Tempel ragend steh'n.  
Wer Bremen gutes Werk vertraut,  
Der hat noch nie auf Sand gebaut.  
Sankt Peter weiß es von Sankt Steffen,  
Und hofft auf gleiche Gunst zu treffen;  
Wie wird er heute vor Freude lachen,  
Wenn wir hier gleich den Anfang machen,

Und sammeln statt für den Papst in Rom  
Einen Peterspfennig für unsern Dom,  
Einen Heckepfennig, der mit der Zeit  
Neue Ehr' und Schmuck der Stadt verleiht!  
Später vielleicht, nach fernen Jahr',  
Sankt Johannes, Sankt Paul und Sankt Ansgar,  
Und was an heiligen Schutzpatronen  
Noch sonst in dieser Stadt mag wohnen,  
Bis Bremen, gekrönt mit schimmernden Spitzen,  
Wie eine Königin wird sitzen,  
Über der Erde Qualm und Dunst  
Hebend ihr Haupt ins Reich der Kunst.  
Wer beiträgt zu dem Peterspfennig  
Dem als Belohnung zuerkenn' ich  
In unsers Erzbischofes Namen  
Einen Ablafs ohne Beicht' und Examen,  
Dafs er morgen in seiner Kammer  
Aufwacht ohne Katzenjammer;  
Wer aber aus schnödem Geiz sich sträubt,  
Der erwacht morgen betäubt!

Nun, am 5. November quittiert der verwaltende Bauherr am Dom, „von Seiten der Doneldey-Stiftung für den Wiederaufbau des südlichen Turmes unserer Domkirche“ Ld'or Rtl. 400 erhalten zu haben.

Hatte Pletzer die Anregung, Gildemeister die Ideenverbindung dieses grofsartigen Festes gegeben, so war nun allerdings als führender Architekt und als Seele des Ganzen Heinrich Müller der Art leitend hervorgetreten, dafs nach Pletzers Abgang keinem andern als ihm die Präsidentschaft zufallen konnte, die er vertretungsweise schon vom 3. April bis zur Wahl in der Generalversammlung am 15. Juni 1864 geführt hatte. Jenes Provisorium war für ihn insofern nicht leicht, als ihm gleich am ersten Tage der langjährige Vereinsdiener Kloster durch den Tod genommen wurde. Christian Wehe trat damals an dessen Stelle, eine der bekanntesten und ob seiner Zuverlässigkeit ebenso wie wegen seines drastischen Humors beliebtesten Figuren des Vereins. Seine spätere „Figur“ besafs er freilich damals noch nicht: er verlor sich mit seiner kurzen und überdünnen Gestalt in der Uniform des

dicken und starken Vorgängers so gänzlich, daß an ein „Passendmachen“ damals nicht zu denken war. In seltener Treue und Anhänglichkeit hat er seinen Posten bis zum 30. Juni 1898 verwaltet. Müller selbst hat bis zu seinem Tode, 8. März 1890, das Szepter im Künstlerverein geführt, allerdings mit Unterbrechungen, die ohne Frage auf das Übermaß von Energie und genialem Wesen, das ihn Zeit seines Lebens kennzeichnete, zurückzuführen sind: die längste Unterbrechung dauerte vom 10. November 1881 bis 29. September 1884, während welcher Zeit Arthur Fitger die Präsidentschaft führte. Gildemeister zieht sich mehr und mehr zurück. Das letzte Manuskript, das in den Akten aufbewahrt ist, feiert allerdings noch gerade Heinrich Müller als Baumeister der neuen Börse, deren Einweihung zu Ehren am 6. November 1864 der Künstlerverein ein Fest gibt.

„Der freie Markt ist zwar vorbei,  
Doch heut erlaubt die Polizei  
Noch eine Extra-Produktion  
Zu Ehren Bremens teuerstem Sohn.  
Ich werd' euch jetzt beläst'gen  
Mit sechs gezähmten Bestien,  
Die ich mit vieler Müh' und Plagen  
Dressiert hab' etwas herzusagen.  
Hier schweig ich (der Chorführer) vor Erschütterung —  
Nur Eins — zum Schlufs ist Fütterung,  
Und Eins noch — man halte fern  
Die Damen — dies ist nur für Herrn.“

Eine Beschwörung folgt:

Kinder einer Künstlerlaune,  
Nicht gestochen, doch gehaune,  
Nicht geholtz, vielmehr gesteint.  
Donnerwetter! Goddam! sacre!  
Maledetto! presto! — Racker  
Seid ihr, wenn ihr nicht erscheint.

Und nun erscheinen Maschinenbauer, Südseefischer, Bergmann, Bauer, Schiffer, endlich der Architekt, dem für sein mit jenen Figuren (von D. Kropp) geschmücktes Börsenhaus, ihm, dem „Geld ist Dreck“, der Kranz aufgesetzt wird. Dies ist, wie gesagt, Gildemeisters letztes Opus für den Künstlerverein.

## V.

Wie der Künstlerverein bisher an allen kulturellen Ereignissen der Tagesgeschichte sich beteiligt hatte, so geschah es auch in der Ära Heinrich Müller und Arthur Fitger und der 1890 beginnenden Ära Heinrich Bulthaupt: Gedenktage der Menschheitsgeschichte, der z. B. Shakespeare, Humboldt und Kepler, Luther und Rafael, Dürer und Beethoven, Goethe und Schiller angehören, werden in ebenso erhebender wie würdigster Feier begangen. Wie der 50. Jahrestag der Befreiung Bremens vom französischen Joche nicht unbeachtet vorüberging, so gab der Verein die Anregung, 1865 die Tausendjahrfeier des H. Ansgar, 1873 den hundertsten Geburtstag des größten Bremers, Bürgermeister Smidt, und in neuester Zeit die Erinnerung an die Heroen des neuen Deutschland, den ersten Kaiser, Kanzler und Schlachtendenker, zu feiern. Und in den Kriegsjahren 1866, namentlich aber 1870 und 71 verwandelten sich die Räume an der Domsheide in eine Art friedlichen Volkslagers, in dem stille Hilfsbereitschaft für die Verwundeten und Hinterbliebenen der Gefallenen sorgte, lauter Jubel die Erfolge der Unseren begleitete. Auf aller Lippen war das Lied des Makler Klingenberg bei einer dieser Feiern:

Malheur! malheur! malheur! malheur!  
O mon Dieu, quel grand malheur!  
So schreit jetzt der Franzosen Schar  
Trotz Eitelkeit und grande gloire.

Damals sang man von Kaulen ein „Friedens-Quodlibet“ und Constantin Bulle begrüßte die heimkehrenden Krieger:

Nun blaset ihr Trompeten, nun ist die Fehde aus:  
Geendet ist das Ringen, vorbei der blutge Strauß.  
Nun grüßt uns die Heimat im hellen Friedensschein.  
Nun ziehen wir lustig in Deutschland hinein!

Wie früher berühmte Männer, wenn sie in Bremens Mauern weilten, eine Einladung auch in die Klubzimmer des Vereins annahmen, so sahen die vergrößerten Räume der späteren Zeit erst recht freudig begrüßte Gäste: Reichstag und Bundesrat 1873, die Versammlung nationaler und internationaler Verbände, wie Naturforscher, Philologen, Musiker, vorübergehend anwesende Grölsen der Kunst und Wissenschaft, wie Gust. Nachtigal, Hans von Bülow, Rubinstein, Bruch, Bärwald, Maison, und wer nennt sie alle? Und wie oft fanden Wohltätigkeitsveranstaltungen der allerverschiedensten Art ihre Unterkunft beim Nachbarn des Domes! Kurz, wenn die Mauern reden könnten, sie würden lautes Zeugnis ablegen von dem auf jeden Pulsschlag der Zeit lebendig reagierenden Sinn ihrer Bewohner; und das bis in die Gegenwart hinein!

Diese grofsartige Betätigung des Künstlervereins nach ausen hin, über die engeren Kreise der Vereinsmitglieder hinaus, darf nicht aufser Acht gelassen, sondern mufs vielmehr als Folie für das eigentliche und internere Vereinsleben in Anschlag gebracht werden. In dem engen Vorstandszimmer liefen die Fäden zusammen, die den oft lächerlichen Kleinkram der Verwaltung und ebenso jenen Zug ins Grofse mit seiner Schau- stellung der im Verein schlummernden, wie der in den Verein hereingeholten Kräfte regelten und lenkten. Im Vorstandszimmer wird verhandelt, ob man nicht das Verschwinden von Büchern aus der Bibliothek verhindern könne; wie das heute nichts neues ist, beweisen die Klagen, die zum ersten Male am 23. August 1856 (!) dem Protokolle einverleibt sind! Die Protokolle von 1865 erzählen von dem entrüstet zurückgewiesenen Ansinnen des Ökonomen, die Tasse Kaffee sich mit 4 statt 3 Groten bezahlen zu lassen; aber die Fleischteuerung von 1868 mufs ihm erlauben, für ein Butterbrot künftig 3 Groten, für ein Beefsteak oder eine Karbonade 18 Groten zu fordern. Die Zulassung von Damen, wenigstens alle vier Wochen, mufs nach langen Debatten genehmigt werden, weil der Besuch der Donnerstagsabende anfängt, schwächer zu werden, bis schliesslich der Neubau (1869) die Säle völlig freigibt. Das

Vorstandszimmer sieht Besprechungen über Wünsche von Mitgliedern zu Plänkeleien und Schlachten ausarten; zeitweise hiefs es geradezu: Tobzelle. Mit gebotener Schonung sei zaghaft erinnert an die Zeiten des Riesendefizits, an den Weinkrach 1875 auf 76; aus neueren Jahren an den Kampf um das Spielzimmer und um das Bier. Im verschwiegenen Vorstandszimmer sucht man sich ein Bild zu machen von dem, was man in den Generalversammlungen zu erwarten hat, bereitet vor, wie an passender Stelle in den Gang ihrer Verhandlungen einzugreifen sei. Dort finden die Vorbesprechungen statt, wie das Angebot selbständiger Arbeit dem Gesamtorganismus ein- und angegliedert werden kann. So will die „Liedertafel“ Abteilung des Künstlervereins werden, eine Instrumentalabteilung, ein Männerchor, eine Gesangsabteilung wird zeitweilig eingerichtet. Dauernden Bestand haben nächst der schon erwähnten historischen Gesellschaft zwei andere. Am 23. Dezember 1870 lief ein Schreiben des Dr. H. A. Schumacher ein, dafs von den Mitgliedern des Künstlervereins Ehmck, Lammers, Bulle, Habenicht, Manchot und Schumacher die Einrichtung einer literarischen Gesellschaft ins Auge gefafst sei, und sie wird am 19. Oktober 1871 statutengemäfs als „Abteilung“ begründet. Am 17. September 1871 reicht Arthur Fitger im Namen einer schon bestehenden Vereinigung den Antrag ein, diese Vereinigung von Mitgliedern der 2. und 3. Sektion als „Abteilung für bildende Kunst“ aufzunehmen. Auch diesen beiden Abteilungen hat der Gesamtverein vieles und schönes zu verdanken.

In jener selben Sitzung moniert Fitger, der schon Ende der sechziger Jahre eine prominente Stellung im Verein neben dem Präsidenten Heinrich Müller einzunehmen beginnt, dafs im Jahresbericht die auf Anregung des Künstlervereins herbeigeführte Ausstellung des Bildes der Katharina Cornaro unerwähnt geblieben sei. Für solche Ausstellungen hat er selbst des öfteren vorher und nachher die Anregung gegeben; er hat auch Reisen nicht gescheut, um wertvolle Kunst den Mitgliedern zu vermitteln: dahin gehört unter anderen eine Vorführung der Cornelius-Kartons und eine Ausstellung von Kopien aller Art,

die den Entwicklungsgang der christlichen Malerei zeigen sollen. Und um hier noch des weiteren einiges vorwegzunehmen, gab er als Präsident 1882 die Anregung, alljährlich viermal dramatische Aufführungen zu veranstalten. An künstlerischem Schmuck aber verdankt ihm das Haus die Bilder der Reformationsmänner, und aus neuester Zeit die von Franz Schütte und Frau Hachez gestifteten Dekorationen des großen und des Kaisersaales. Im letzteren nahm er auch Gelegenheit, dem früheren Vizepräsidenten Const. Bulle, dem Übersetzer des Ovid, ein bleibendes Denkmal zu setzen. In den 70er Jahren war er geradezu der Hauptträger der geistigen Arbeit. Auf seine geniale Hülfe baute sich im Dezember 1870 die Säkularfeier für Beethoven auf. Und als am 1. April 1871 das langjährige Mitglied des Ausschusses, der Baudirektor A. Schröder, sein 25jähriges Jubiläum feierte, da war es wieder Fitger, der für Dr. Schumacher als Darsteller den Text „Aus Babylon“ dichtet; ebenso war er die Seele der „Dürerfeier im Künstlerverein“ am 20. Mai 1871. Wohl sekundierte ihm Constantin Bulle als Verfasser des Prologes . . .

„So lang des Krieges dumpfe Donner rollten,  
Barg sich die Kunst in stiller Einsamkeit,  
Als schwere Wetter rings am Himmel grollten,  
Gezieme nicht ihr leicht anmutig Kleid.  
Begeisterungsvoll in ernster Feier zollten  
Wir frommen Jubel der gewalt'gen Zeit,  
Und vor des Weltenkampfes Riesenflammen  
Sank alles, alles sonst, in Nacht zusammen . . .  
Doch jetzt, wo mit des Sieges stolzem Kranze  
Des Friedens holder Zweig sich mild verschlingt,  
Wo jubelvoll nach blut'gem Waffentanze  
Ein ganzes Volk sein Hosianna singt;  
Jetzt ziemt der Kunst es wohl mit heitrem Glanze  
Das Fest zu zieren, das die Stunde bringt,  
Und von der ernsten Stirn mit sanftem Lächeln  
Die letzten Runzeln Euch hinweg zu fächeln.“

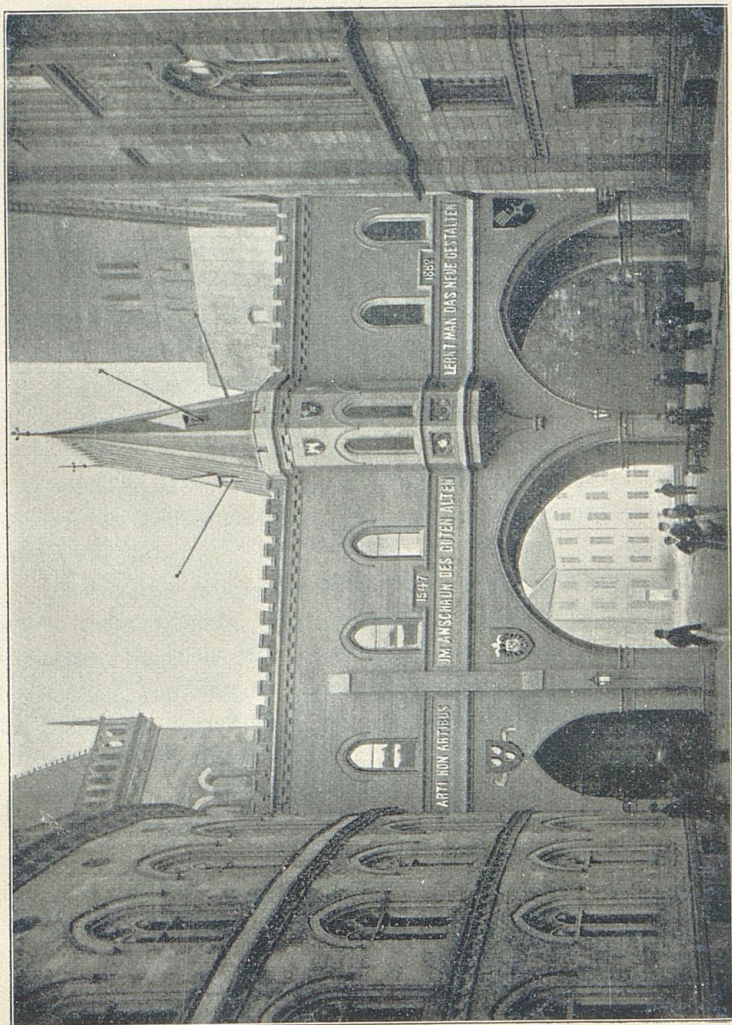
Wohl half auch H. Habenicht mit einem „Hoch auf die Kunst“:

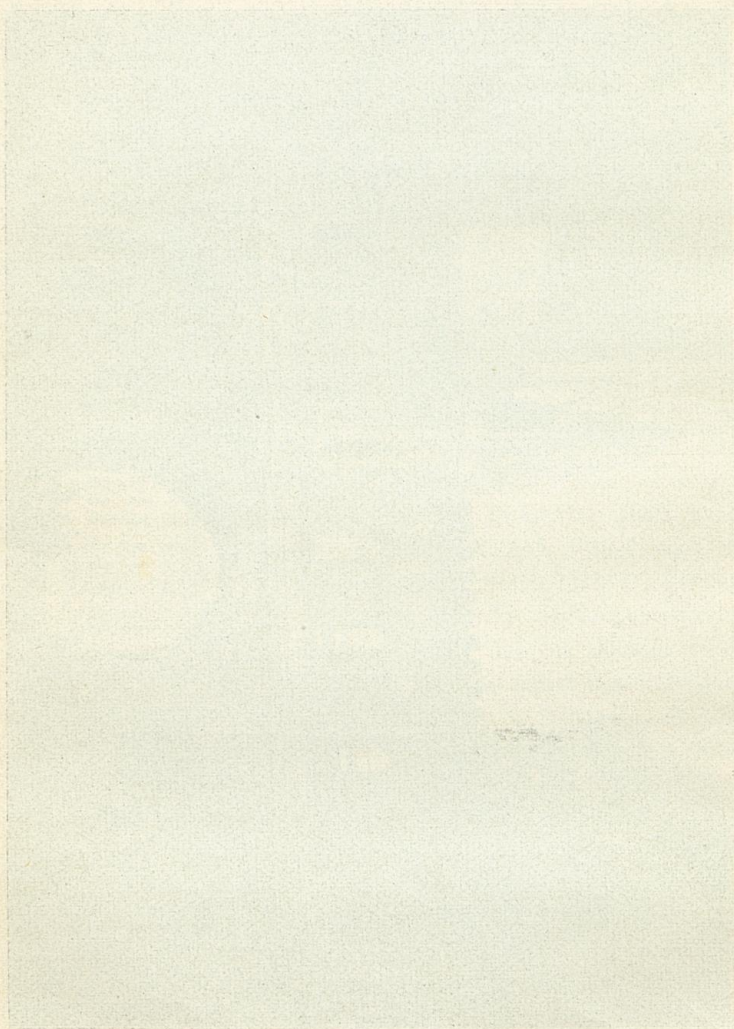
„Wem einmal nur in heil'ger Ahnung sie  
Das Herz bewegt, die Fackel ihm entzündet,

In deren Licht die Ideale schimmern,  
Dem kehrt sie wieder. An der Sehnsucht Hand  
Führt sie ihn aufwärts zu den reinen Höh'n,  
Wo das Gemeine nebelgleich verbleicht,  
Das All zusammenklingt zur Harmonie.“

Aber den glanzvollen Mittelpunkt bildete doch Fitgers Festspiel „Albrecht Dürer in Bologna“. Es ist mit den „Dürerliedern“ (Ritter, Tod und Teufel; A. Dürer auf der Wanderschaft: Ich bin ein jung, jung Malergesell, und Das Rhinozeros: Was stampfet Schildkröten-gestaltig Auf niederträchtigem Bein?) und zusammengeheftet mit dem für das Stiftungsfest von 1871 gedichteten „Johann Kepler“ im Druck bei Carl Schünemann 1872 erschienen. Ebenso zehrte die Abschiedsfeier für den zum Ministerresidenten ernannten Dr. Schumacher am 4. März 1872 von den Gaben seiner Muse und seiner Freundschaft. Der zur Inspizierung seiner Königsberger Bauten abwesende Präsident Heinrich Müller imponierte bei dem Feste mit dem einen telegraphierten Satz: „Von Marienburg, angesichts des herrlichen Monuments einer zu welthistorischer Bedeutung entwickelten Idee bremischer Bürger, sendet dem scheidenden Vorstandsmitgliede, das berufen, unsern Kaiser, zu dessen jetzigen Macht der Deutsche Orden geholfen, den Grundstein zu legen, im fernen Westen zu repräsentieren, Wünsche für glänzende Erfolge Ihr auf dem Wege zur Stadt der reinen Vernunft befindlicher Präses.“ Fitger aber widmete dem Scheidenden nicht bloß die drei Tafellieder: Hebet die Gläser mit funkelndem Wein, Weils ja geschieden, geschieden muß sein; Nun steh' ich am Maste gen Süden gewandt; und: Einst lag eine Schar Krokodille Selbänder im schilfigen Sumpf; Schier waren es anderthalb Mille, Und keines war recht auf dem Strumpf), sondern auch eine Komödie von Mephistophanes: „Die Weihrauchspenderinnen“. Und im selben Jahre brachte die 16. Stiftungsfest noch sein Scherzspiel „Simson und die Philister“ mit einem Vorspiel „Der Nachtwächter von Gasa“ und wiederum bereichert durch die beiden Lieder: „Hymnus auf das goldene Kalb“ und „Homo sapiens philistrosus“. Außerdem besitzt das Archiv an Original-

dichtungen seine für das nächste Jahresfest gedichtete (bei Diercksen & Wichlein gedruckte) dramatische Szene: „Hie Reich! Hie Rom! im achthundertsten Jahr nach der Erwählung Papstes Gregor VII.“ und die sich anschließenden „Romlieder“. Auch darf hier in einer Zwischenbemerkung, wer gezwungen war, nahe an zwei tausend geschriebene oder gedruckte Unterlagen durchzusehen, sich bei Arthur Fitger und (dem jetzigen Senator) Hermann Frese bedanken für die manche ertötende Monotonie reichlich aufwiegende Erheiterung, die ihm die Lektüre der von jenen mit souveränem Humor verfaßten Protokolle der „Lokalkommission“ verschafft hat. Und jedenfalls ergibt sich nach der eben gegebenen Skizze von Fitgers tatkräftig schöner Förderung des geistigen Lebens im Künstlerverein der 70er Jahre, daß an ihm der eigentliche Präsident Heinrich Müller offenbar zwei Schultern und einen Kopf zur Verfügung hatte, auf die er diese Seite seiner Pflichten ruhig und getrost von sich abwälzen konnte: Reizte ihn selbst doch ganz etwas anderes, der „Saalbau des Domes“. Doch davon später! So war es denn ganz natürlich, daß Fitger auch das Präsidium angetragen wurde, als 1881 Müller sich gelegentlich einer Preßfehde wegen der Feier des 25. Stiftungsfestes arg verhauen hatte. Der „offene Brief“, den er damals an die Mitglieder des Vereins erließ, machte ihn zeitweilig unmöglich. Fitger war es, der durch sein Eintreten verhinderte, daß der Streit weitere Kreise zog. So brauchte denn auch der Name Müllers, der als Vorsitzender den ersten Aufruf unterzeichnet hatte, wenigstens im „Festkomitee“ nicht zu fehlen, das den zweiten, von Fitger signierten, Aufruf zu der Feier erließ, die vom 4. Dezember 1881 auf den 12. Februar 1882 hatte verlegt werden müssen. Es war jenes Fest, für das die Räume des Künstlervereins nicht reichten: die Börse wurde hinzugenommen und eine Brücke zwischen diesen beiden Müllerschen Neubauten hergestellt. Als historische Grundlage war eine Wiederholung der Siegesfeier vom 23. Mai 1547 gedacht, die den aus der Schlacht bei Drakenburg nach Bremen zurückkehrenden Siegern vom Rate durch den Camerarius Tyle von





Cleve gegeben wurde. Während das Gebäude des Künstlervereins nur Restaurationszwecken diente, nahm die in den Marktplatz verwandelte Börse nahezu 900 Teilnehmer in den Trachten jener Zeit auf.

Eine außerordentlich interessante Erinnerung an die noch in vieler Gedächtnis lebende, grandiose Feier bewahrt eine umfangreiche Spezialakte: viele Teilnehmer haben sich in ihrem Kostüm photographieren lassen und Abzüge dem Archiv überwiesen; neben hektographierten Trachtenzeichnungen liegt ferner, in gelber Pappe säuberlich geordnet, das Konvolut von Korrespondenzen, aus denen die regste Anteilnahme, selbst auswärtiger Vereine, Offizierkorps, ja des chinesischen Gesandten Li Fong Pao hervorgeht. Und wieder daneben ruhen die bräunlichen Aktendeckel des Rechnungsführers C. B. Keyfser mit seinen ominösen Aufschriften und bezahlten Rechnungen; die Gesamtsumme ist nicht gezogen. Ein Überschlag rechnet kleine 36 000 *M.* heraus. Dem Mitgliede kostete außer seinem Kostüm die Teilnahme aber nur 10 *M.* und dazu das Festessen 3,50 *M.*

Das nächste grössere Fest, für das die Akten Anhaltspunkte geben, und das letzte, das unter dem Präsidium des wieder eingetretenen Heinrich Müller stattfand, ist durch die Landestrauer vom Todestag des ersten deutschen Kaisers auf den 29. November verschobene 32. Stiftungsfest unter spezieller Leitung eines Komitees mit Dr. Kasten und Dr. Hurm an der Spitze. Letzterer hatte für Fräulein Freisinger den verbindenden Text „Was die Brema sprach“ für die Reihe lebender Bilder aus Bremens Vergangenheit verfaßt. Unvergeßlich der Erinnerung eingeprägt ist jedem Mithelfer von damals noch jetzt die Rührigkeit, Hingabe und das ganze kraftgenialische Wesen Heinrich Müllers, wie er in der aufregenden Zeit der Erkrankung des Kaisers oft Nächte auf einem Sofa im Vereins Hause zubrachte, zu fieberhafter Tätigkeit die Werkleute antreibend; wie dann doch in der traurigen Gewissheit eines schlimmen Endes die Festfeier aufgegeben werden muß, als alles fertig ist; wie darauf durch ihn fast der halbe Verein veranlaßt

wird, sich von Kükenragout zu nähren, damit der Ökonom nicht gar zu sehr mit seinem Vorrat geschädigt wird. Mitten im strengsten Nachwinter reist der begeisterte Patriot nach Berlin, um seinem Kaiser das letzte Geleit zu geben und sich den Keim des Todes zu holen. Mit gebrochener Gesundheit kommt er heim; sie erlaubte nicht einmal mehr, am 2. Februar 1889 seinen 70. Geburtstag vom Verein aus zu feiern: der konnte nur am 27. März des nächsten Jahres die Totenfeier für seinen trotz allem geliebten und schmerzlich vermifsten dritten Präsidenten begehen.

---

## VI.

Schloß auch die vorangehende Skizze aus der Geschichte des Künstlervereins mit dem Hinweis auf die Feste von 1882 und 1888, so griff sie doch schon hier und da der Zeit vor bis in die 1890 anhebende Ära Bulthaupt. Diese endete zwar, den Präsidentensitz Senator Dr. Kasten, dann Gust. Rassow überlassend, bereits am 22. Dezember 1903, doch hörte sie erst ganz auf mit Bulthaupts schmerzlich frühem Tod am 20. August 1905. Gewiß lebt sie noch stark genug im Gedächtnis der heutigen Generation, als daß sie mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden müßte, wie die nur noch recht wenigen aus eigenem Erleben bekannte Frühzeit des Vereins. Nur also aufzufrischen wäre hier für das Gefühl der Dankbarkeit die Erinnerung an die herrlichen Veranstaltungen seiner Präsidentenschaft; 1891 und 1892 die Luther-, Mozart- und Columbusfeiern — bei der zweiten hielt Arthur Fitger die Festrede, bei der dritten Prof. Günther aus Erlangen — Rubinsteins Rebenaufführung 1893, das Konzert von Max Bruch mit Erstaufführung von Bulthaupts Leonidas 1894, das Kostümfest von 1895, die Aufführung von Mozarts Schauspieldirektor 1896, des Neffen als Onkel 1897, Glucks Maienkönigin 1898, die lebenden Bilder nach Meistern der Renaissance bis in die Neuzeit 1899, weiter die Aufführung der Laune des Verliebten 1900, von Molières Gezierten 1901, das Richard Wagner-Konzert 1902, Ludwigs Hans Frey 1903, das Mozart-Delibes-Liszt-Konzert 1904, und endlich Schillers Demetrius 1905. Freilich, schon lange vor seinem Präsidium hat Bulthaupt als Regisseur zahlreichen Darstellungen vorgestanden und sie mit Prologen eingeleitet, wie 1876 Schuberts häuslichen Krieg, 1877 Schumanns Paradies und die Peri, 1879 Goethes Jahrmarktsfest von

Plundersweilern, 1880 Ratskellerphantasie, 1884 Szenen aus Faust u. a. Aber weder mit jener noch mit dieser Liste ist seine Tätigkeit auch nur im entferntesten erschöpft. Wie die Literarische Gesellschaft in ihm geradezu ihren zweiten Gründer verehrt, so sind auch ohne seine eigene Hülfe gar nicht die Programmaufstellungen für die Wintersaisons durchführbar gewesen. Und auf sein Konto kommt doch auch in erster Linie nicht bloß die reichhaltige Abwechslung des an den Donnerstagsabenden von anderen Gebotenen, sondern auch die freudige Opferwilligkeit derer, die er zur Hülfeleistung von hier aus heranzog. Genannt seien nur die Herren Gust. Rasso, Johs. Müller, Julius Koch und der seit 1859 unentbehrliche Architekt W. Sunkel.

Schon die nüchterne Aufzählung dieser Daten und Taten zeigt aber ein anderes Gesicht als die Vereinsleistungen der ferneren Vergangenheit. Die Musik ist es, die den Reigen führt; in ihr dominiert das Orchester; mit einem großen Orchester kann nur noch ein großer Chor wetteifern; als Solisten scheiden die Liebhaber aus und räumen dem Berufskünstler den Platz. Redner, die den „großen Saal“ beherrschen, gibt es nicht viele. Die dramatischen Stiftungsfeiern verlangen Literaturwerke, deren Hauptträger von den Theatern hier und auswärts geliehen werden müssen. Das alles ist eine wesentliche Veränderung des Bisherigen. Was Ausnahme war, wird Regel. Die Keime dafür aber liegen weit zurück. Und damit komme ich auf das Kapitel der Vereinsgeschichte, das ein neues Blatt darin beginnen müßte und das mit gleichem Recht die Überschrift tragen könnte: „Der Saalbau des Domes“, wie der „neue Künstlerverein!“ Der „neue“ Künstlerverein! Das ist etwas ganz anderes als der alte. Der 28. Dezember 1868 ist der Wendepunkt: Die Folgen der damals inaugurierten Gestaltung des Vereinslebens mögen freilich der Mehrzahl der Teilnehmer am „Richtfest des großen Saals“ noch nicht so zum Bewußtsein gekommen sein, wie sie sich dem rückschauenden Blick des Geschichtsschreibers darstellen. Einige fühlten es aber doch schon.

Es war ein böser Tag, der 28. Dezember 1868. Die vom Feste Heimkehrenden waren ihres Lebens nicht sicher vor dem tobenden Orkan, und mancher, der seiner angstvoll harrenden Gattin glücklich gerettet in die Arme sank, sah das Dach seines Hauses abgedeckt; zwei Neubauten der Besselstrasse waren eingestürzt. Die Zimmerleute des Künstlervereins allerdings hatten das Holzgestenge des neuen Daches sturmsicher gefügt. Aber wie ahnungsvoll hatte der Polier am Mittag den Richtspruch begonnen:

Da nun das Haus ist aufgericht't  
Aus Sand- und Backstein, ernst und schlicht,  
Da Regen, Schnee und Sonnenschein  
Noch fallen von oben ins Dach hinein,  
So rufen wir zum Herrn der Welt,  
Er wolle von dem Himmelszelt  
Nur Heil und Segen giefsen aus  
Auf dieses neue Künstlerhaus.

Diesem Wunsche begegnet auch das am Festabend gesungene Lied Schumachers mit dem Refrain „Schirm dich Gott, du Künstlerhaus“, und desselben Festspiel läfst Lukas und Petrus als freundwillige Schutzheilige dem am alten Ideal festhaltenden, dem alten Ziele treu bleibenden Vereine ihren Segen spenden. Der gleiche ernste Ton durchzieht auch am Einweihungstage des grossen Saales, am 5. November 1869, die Festrede von Habenicht, mischt sich ebenso in den humoristischen Toast von Dr. Friesland „Ein Jeder tu nach seiner Kraft von nun an stets das Seine“, wie in das schelmische mit einer Krönung des genialen Baumeisters endende Lied von Dr. H. A. Müller und in die Antwort Heinrich Müllers, wo er seinen Helfern Sunkel, Bellstedt, Barmbrock, Bucksath, Horn, Eichwede dankt. Ein anonymes Gedicht, das abends einem Direktionsmitgliede zugeschickt war und am nächsten Tage im „Courier“ stand, nennt Heinrich Müller den „Zauberer von Bremen“. Dies Wort, hier Bewunderung zollend, wird bald im anderen Sinne gegen ihn verwandt. Ist doch der damals fertige „grofse Saal“ nur erst der Anfang, nicht einmal die berühmte „gröfsere Hälfte“ des

Riesenprojekts: dies Projekt wollte der neuen Börse gegenüber einen den Dom mit dem bisherigen Refektorium, der „Halle“ des Künstlervereins, verbindenden Monumentalbau aufführen. Nun hatte aber schon bei dem 1869 fertigen, ersten Teile des Unternehmens in Heinrich Müller der Künstler über den Rechner gesiegt. Nicht leichten Herzens hatte ihm die vorhergehende Generalversammlung in bezug auf diesen ersten Teil bewilligt: Für Unterfangen der östlichen und westlichen Mauern, Kelleranlagen, Lesezimmer, Verbindung der Halle mit der Küche, Veränderung der Domschule und endlich den großen Saal 24 000 Taler; für Maschinenarbeit der Ventilation in der unteren Halle 4200 Taler und für Mobiliar 3000 Taler; zusammen 31 200 Taler. Als aber 1870 die Abrechnung dieses ersten Teiles stattfand, gestand Heinrich Müller freimütig, den Anschlag bedeutend überschritten zu haben, die Verantwortung dafür aber ganz allein zu tragen, da er den Vereinsvorstand nicht eingeweiht habe, um sich nicht in diese von ihm selbst für notwendig erkannte Überschreitung hineinreden zu lassen. Die eingesetzte Revisionskommission, bestehend aus Dr. jur. Engelken, Baukondukteur Schweitzer, W. Haas, W. Osenbrück, W. Backhaus, W. Schröder, A. Ankersmit, Dr. A. Gröning, bestätigte diese halbe Entlastung des Vorstandes, hebt dann allerdings hervor, daß durch das Verfahren des Präsidenten, bei dem Mangel einer technischen Baukommission, die Existenz des Vereins beinahe in Frage gestellt, jedenfalls die Interessen der Mitglieder schwer gefährdet seien, will aber dann doch nicht bloß den noch ungedeckten Rest der bewilligten Bau-summe von 17 860 Talern, sondern auch das daneben immer noch verbleibende Defizit von 42 072 Talern 19 Groschen durch einen vorsichtigen Finanzplan aufzubringen seinerseits die Hand bieten, beseelt von dem Wunsche, daß die Generalversammlung die sorgfältigen Berechnungen und Vorschläge gutheifse. „Für die Kommission“, schließt ihr Bericht, „ist der Gedanke leitend gewesen, den Künstlerverein uns für alle Zukunft zu erhalten. Sie darf die Hoffnung aussprechen, der Vorstand und auch jedes einzelne Mitglied möge nach Kräften dahin

wirken, daß das frische und rege Vereinsleben in alter Weise auch in der Zukunft gepflegt und befördert werde. Das wird dazu beitragen, manche Elemente, die sich dem Verein vielleicht entfremden möchten, ihm wieder zuzuführen, und jemeher das gemeinsame Leben im Verein erstarkt und gekräftigt wird, um so leichter wird es uns auch sein, über die finanziellen Bedrängnisse hinwegzukommen.“ Wahrlich, das ist die Sprache von Männern, denen die Erinnerung an die Kindheitsperiode des Künstlervereins eine gesegnete war, so daß sie voll vertrauender Hoffnung in die Zukunft schauten, denen aber auch die Persönlichkeit Heinrich Müllers eine unantastbare war, so daß sie ihn und sein Werk nicht fallen lassen wollten. Freilich stand es kritisch mit dem Entschluß, das angefangene Werk trotz allem zu Ende zu führen, also nicht bloß die noch völlig fehlenden, regensicheren (!) Zugänge zum großen Saal und einige Vorzimmer um ihn herum anzulegen, sondern sogar auch die Verbindung mit dem südlichen Domturm herzustellen. Denn am Tage, nachdem dieser Entschluß von der Generalversammlung ausgesprochen war, traf die Kriegserklärung Frankreichs ein! Weder die projektierte Anleihe, noch die zur Deckung der Bauschuld erhofften freiwilligen Beiträge waren 1870 aufzubringen. Aber die Freude an dem Frieden, den ein deutscher Kaiser dem alten Erbfeind diktierte, öffnete Herzen und Geldschränke der Bremer, und schon 1875 belief sich die gesamte Schuld auf nur noch 77 158,74 Mark und davon wurden im Bericht der ständigen „Kommission wegen Deckung der Bauschuld“ etwas über 42 Prozent als durch Schenkungen erlassen bezeichnet. Den ungedeckten Rest schlug sie vor, auf den Namen des Künstlervereins zu übernehmen nach einem Tilgungsplane, der für 1883 wieder gesunde Verhältnisse verhieß. Ihr Einverständnis sprach die Generalversammlung um so williger aus, als in der Zwischenzeit „viele Freunde der Stadt und unseres Vereins“, ferner die Domkirche, der Staat und die Gesellschaft Museum sehr erhebliche Opfer für die Weiterführung des „Saalbaues am Dom“ gebracht hatten. Dieser sogen. „Saalbau“ enthält bekanntlich für direkte Zwecke des

Künstlervereins außer drei oder vier Parterrezimmern als Wohnung des Ökonomen nur das Mittelgeschofs. Die übrigen Räume im Parterre wurden vom Dom nutzbar gemachte Läden; das Obergeschofs aber sollte die naturhistorischen Sammlungen aufnehmen, die dem Staat vom „Museum“ als Geschenk angeboten waren. Die am 3. Januar 1776 gegründete Gesellschaft Museum war ja ursprünglich auch eine kleine Privatgesellschaft gewesen, deren Hauptbeschäftigung Physik und Naturgeschichte sein wollte. Die zu diesem Zwecke angelegten Sammlungen waren im Laufe der Jahre dem weitaus größten Teile ihrer Mitglieder mehr eine fremde Last geworden, den Mitgliedern wenigstens, die den geselligen Charakter ihres Vereins dem wissenschaftlichen gegenüber immer stärker betont hatten. Der 1864 ins Leben gerufene „Naturwissenschaftliche Verein“ hatte wohl die Verwaltung und Vermehrung der Sammlungen übernommen, und viele von uns erinnern sich noch lebhaft, als Kinder hingeführt zu sein, um die Vogelschränke, das Buchenauische Herbarium, aber auch den Kopf der Gesche Gottfried und anderes mehr dort zu besichtigen. Das durften eben auch Nichtmitglieder des Museums. Alle diese „Naturalien“ also stiefs die Generalversammlung der Gesellschaft Museum am 9. Okt. 1871 ab an den Staat. Sie stattete die Schenkung auch noch mit großen Barmitteln aus, und der Staat brachte sie 1877 in den Räumen des Saalbaues am Dom unter, bis sie wieder daraus entfernt wurden, als im Anschluß an die Nordwestdeutsche Ausstellung 1891 unter dem Vorsitz von Chr. Papendieck ein Verein zusammentrat, dessen Bestrebungen in der Erbauung des „Städtischen Museums“ am Bahnhof gipfelten und gekrönt wurden.

Doch zurück zur eigentlichen Geschichte des Künstlervereins.

Am „Saalbau“ war also auch der Künstlerverein, obwohl er nur Teile davon in eigene Benutzung nahm, sehr stark finanziell beteiligt; die Namen der 200 000 Mk. aufbringenden Stifter und Geber aus seinen Kreisen bewahrt noch jetzt eine Tafel an der Wand des Konventsaales. Damit hatte der Verein

ein Haus, wie es wohl in gleicher Gröfse kein anderer in Deutschland aufzuweisen hat. In der Folgezeit sind denn auch keine beträchtlichen Erweiterungen mehr nötig gewesen. Nur 1894 berichtet das Protokoll der 566. Direktionssitzung vom neu eintretenden Bibliothekar: „er bringt lebhaft Beschwerden über die Unzulänglichkeit der Bibliothekräume vor und will Neubau (!). Herr Bulthaupt schließt sich dem mit Nachdruck an“, während andere große Schwierigkeiten sahen, sowohl pekuniärer wie technischer Art. Denn der Vorschlag, in dem Garten mit Anlehnung an den Kreuzgang ein eigenes Haus für Lesezwecke zu errichten und so das alte Lesezimmer den Wünschen vieler entsprechend in ein Spielzimmer zu verwandeln, wird mit allerlei liebenswürdigen Ausrufen begrüßt, um schließlich doch am 24. Juli 1898 ausgeführt zu sein! Das war aber nur zu erreichen gewesen durch das andere Pläne damit verbindende Eingreifen des Mannes, der, was die Ausgestaltung und Ausschmückung der Vereinsräume von Künstlerhänden, wie Arthur Fitgers 1898 und Selzers 1900 anlangt, ein ständiger, in generösester Weise spendender Freund und Förderer des Vereins geworden ist, eines bremischen Bürgers, dessen Name für alle Zeiten mit Neubremen verknüpft bleibt, Franz Schütte.

Im Vorstehenden sind die Neubauten des Künstlervereins im Zusammenhange gelassen. Da wird wohl mancher Leser gefragt haben: rechtfertigt denn das veränderte Aussehen des Hauses die Behauptung, daß seit 1868 der Verein in neue Bahnen eingelenkt habe? Nein. Aber auch wer vielleicht schon herausgelesen hat, daß die entstandenen finanziellen Schwierigkeiten, die natürlich ja auch Beitragserhöhungen für die Mitglieder zur Folge hatten, noch sonst im Vereinsleben Veränderungen einschneidender Art nach sich gezogen haben müssen, hat noch nicht den richtigen Standpunkt eingenommen. Für ihn jedoch liegt der nicht mehr fern. Nicht ohne Absicht ist eben die Entwicklung der Gesellschaft „Museum“ berührt. Wie sie ursprünglich auch, so hatte der Künstlerverein ideale und gesellige Bestrebungen mit

einander zu verknüpfen versprochen. Das ist vor längerer Zeit schon einmal in der bremischen Presse — ich weiß nicht, von wem; vermutlich war's Schumacher — als eine Unhaltbarkeit bezeichnet worden; eine solche Vereinigung ruhe von Anfang an auf einer schiefen Ebene. Das Bedürfnis nach Geldmitteln werde sie zwingen, auf möglichste Ausdehnung des Kreises ihrer Genossen zu sehen; diese Ausdehnung dürfte aber in steigender Proportion die Zahl derer, denen das Klubleben die Hauptsache ist, auf Unkosten derer vermehren, die wissenschaftliche oder künstlerische Tendenzen hochhalten. Das Museum hat glatte Bahn gemacht und kurz vor Ablauf seines ersten Jahrhunderts endgültig mit den letzteren gebrochen. Der Künstlerverein stand 1868 am gleichen Scheidewege. Er brach nicht mit seiner Vergangenheit. Aber seine leitenden Männer sahen ein, dass solche Pietät tiefgehende Reformen verlangte, ernste Erwägungen für die Zukunft erforderte. Nicht dafs schon bald nach Begründung des Vereins die Berufsmusiker gebeten hätten, honoriert zu werden. Nicht dafs die Aufwendungen für die rednerischen Vorträge, die anfangs Mitglieder in der ihnen zugebilligten halben Stunde hielten, dann aber auch von Nichtmitgliedern und Fremden für Ersatz der Reisekosten geboten wurden, unerschwinglich geworden wären! Aber es ist eine alte Wahrheit, dafs ein Herrenklub, überhaupt ein Verein, der nicht rein praktischen Zwecken dient, immer, sobald der Reiz der Neuheit verwelkt, Perioden des Stillstandes durchmachen wird, die durchaus nicht auf Verfall und Schwäche zu deuten brauchen. Die weiteste Zulassung der Damen war nur eine Frage der Zeit gewesen. Aber damit änderte sich auch der Kreis der Zuhörer; jedenfalls wurde er gröfser und beanspruchte von sich aus gröfsere Räume. Aber das ist es nicht allein. Auch das Interesse wurde damit vielseitiger, anspruchsvoller, wenigstens was Form und Abwechslung anlangt, ja drohte zu zersplittern. Sonderinteressen aber, sobald sie sich der Gemeinsamkeit bewußt werden, führen innerhalb eines großen Vereins zunächst zu Kliquenbildungen, schliesslich zu selbständigen Neubildungen, die ihrerseits wieder eigene Räume

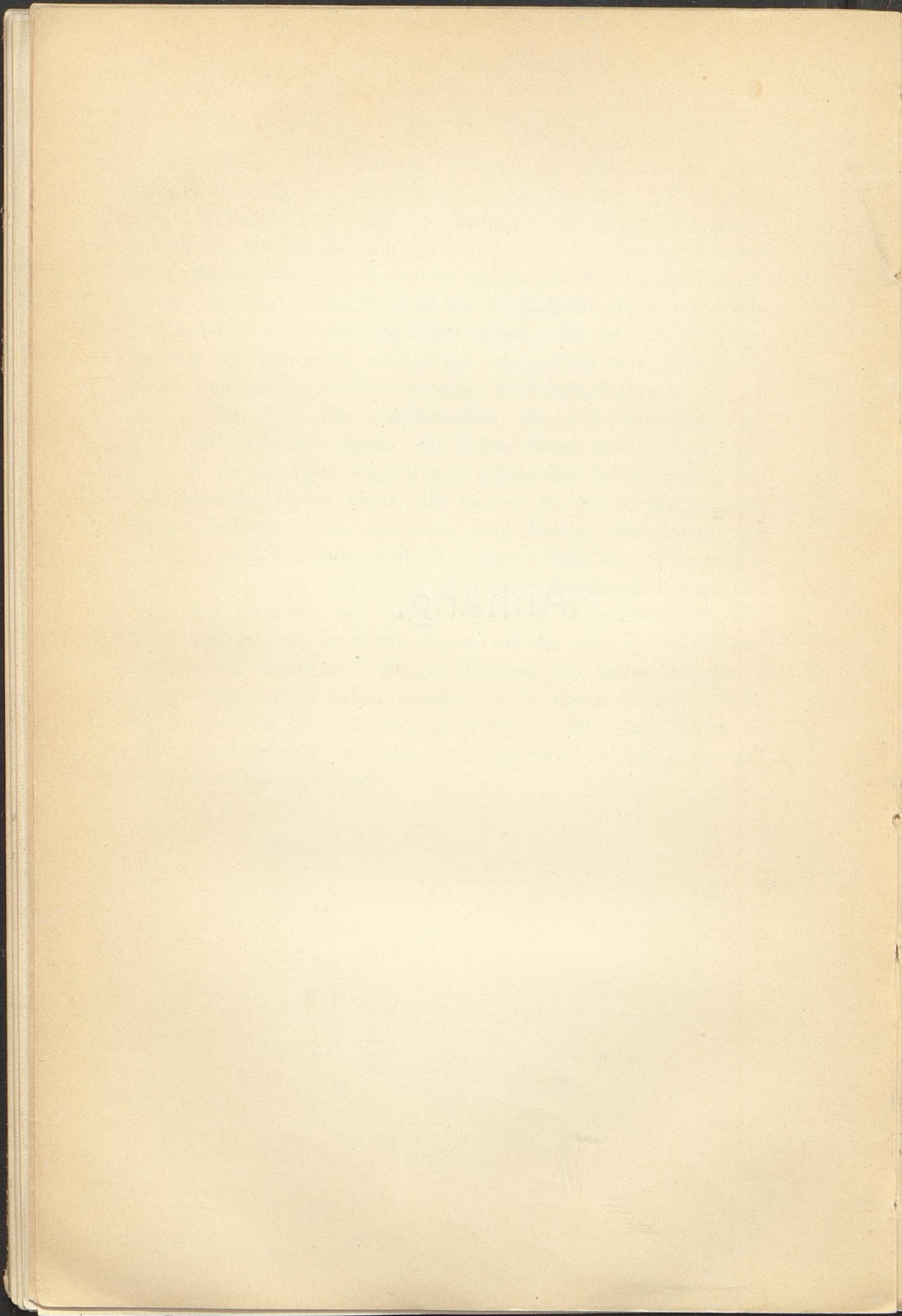
von zweckentsprechenden Dimensionen und Einrichtungen verlangen. Ferner: die bisherigen Hauptträger der Arbeit — auch das lehrt eine alte Erfahrung: überall und immer sind es nur einige wenige — beginnen einmal zu erlahmen; ebenbürtige Nachfolger aber sind dann im Verein nicht leicht und gleich zu finden. Und endlich noch eine Hauptsache. Bremen besaß keinen der Größe der Stadt entsprechenden Musiksaal: wenn aber gemeinsame Kunstpflege einen großen Verein zusammenhält, so ist es die der allgemeinsten, verbreitetsten Kunst, der Musik. Dieses Fehlen eines großen Konzertsaaes zusammen mit den Wünschen nach kleineren Versammlungsräumen für die Neubildungen, die leicht vereinsflüchtig werden konnten, mußten Erwägungen herbeiführen, wie seitens des Künstlervereins den Forderungen der Zeit entgegenzukommen sei. Er durfte den Zeitpunkt nicht verfehlen, wo dies Bedürfnis derart allseitig empfunden wurde, daß etwa ein neuer Verein ihm seine Kreise gestört hätte. Wollte er nicht auch nur die Geselligkeit pflegen, so mußte er sich als Mittelpunkt allen geistigen Lebens in Bremen anbieten. Und dazu gehörten Räume, die ein großes Publikum fassen konnten. Aus diesen Erwägungen heraus ist das Riesenprojekt in Angriff genommen. Aus ihm heraus wurde dem ersten Statutenparagraphen von 1856: „Der Verein bietet sich den ausübenden Künstlern und Freunden der Kunst als ein Mittelpunkt für ihre Bestrebungen und Interessen dar“ 1871 der Satz vorgeschoben: „Der Künstlerverein hat die Aufgabe, die Interessen der Kunst und der Wissenschaft in der Stadt Bremen in jeglicher Weise zu fördern.“ Der Klub von 1856 war eine Privatgesellschaft; ein Klub braucht Räume, in denen er Geselligkeit und etwa als anregenden Mittelpunkt veredelter Geselligkeit Kunst und Wissenschaft pflegen kann. Der heutige Künstlerverein ist das nicht mehr. Denn ein Privatmann baut keine Säle, in denen er Reichstag und Bundesrat empfangen kann, in die er die Bevölkerung Bremens laden kann zur Feier der vaterländischen Heroen. Ein solcher Besitz allein schon macht den Besitzer zu einer Angelegenheit des öffentlichen Lebens, der Stadt und

des Staates. Was Bremens Bürger von jeher ausgezeichnet hat und immerdar auszeichnen möge, das ist, „dafs sie an ihrer Hände Werk nicht den Mafsstab der Gegenwart legen, sondern auf die Zukunft rechnend hoffen“. Das haben auch die Männer des Künstlervereins getan, als sie mit dem „Saalbau am Dom“ einen Wechsel auf die Zukunft zogen und ihren Heinrich Müller nicht im Stich liefsen. So ist der Künstlerverein das geworden, was er ist. So enthält seine Geschichte ein bedeutsames Stück bremischer Kulturgeschichte.

Wir aber, die Jetztlebenden, die sich zur Feier des 50. Stiftungsfestes rüsten, wir Erben dieses grofsen Vermächtnisses an geistigem Kapital und erhebenden Erinnerungen, wir grüfsen die Geister derer, die in den herrlichen Räumen mit dem Zauberstabe an die Tore vom Reiche des Hohen und Edlen und Schönen gepocht haben, dafs sie aufsprangen, dafs die frohen und freien Seelen der lauschenden Gemeinde mit den reichsten und reifsten Früchten überschüttet wurden. Wir scharen uns in diesen Tagen um die aus den Kindheitsjahren des Vereins noch übrigen Wenigen und hoffen mit ihnen, dafs auch unsere Erben dereinst noch sagen werden: Euer Zukunftswerk hat für uns noch Gegenwartswert! Blühe es fort und wachse es weiter, voll gesegneten Werdens, voll segenspendenden Seins!

---

Anhang.



## Der Vorstand des Künstler-Vereins 1856 — 1906.

Gewählt	Präsident	Vizepräsident	Bibliothekar	Schriftführer	Rechnungsführer	Beisitzer
1856 4. Mai...	K. A. Ritter	Dr. Fr. Pletzer	Dr. H. A. Müller	M. Lindeman	W. Rodewald	—
1858 30. Juni...	Dr. Fr. Pletzer	Prof. Dr. Gravenhorst	—	Dr. Sägeiken	—	—
1859 22. Juni...	—	Heinr. Müller	—	Dr. Kieselbach	H. Schaffert	—
1862 4. Juni...	—	—	—	Dr. Schellhals	—	—
1863 10. Juni...	Heinrich Müller	—	—	—	C. Graef	—
1864 15. Juni...	—	D. Engel	—	Dr. Alex. Meyer	—	—
1866 28. Juni...	—	Dr. Alex. Meyer	—	Dr. H. A. Schumacher	—	—
1868 5. Nov...	—	Dir. Reinthaler	—	—	S. Beste	—
1871 28. Sept...	—	—	—	—	—	—
1872 29. April...	—	—	—	Synd. Dr. H. H. Meier	—	—
1873 30. Sept...	—	Dr. Const. Bulle	—	—	—	—
1875 Nov...	—	—	—	—	—	—
1876 April/Mai...	—	—	—	—	Emil Hirschfeld	—
1877 20. Aug...	—	—	—	—	C. O. Ruyter	—
1879 27. Sept...	—	—	—	—	F. A. Erdmann	—
1880 30. Sept...	—	—	—	Dr. C. Barkhausen	—	—
1881 24. Okt...	—	Dr. C. Barkhausen	—	—	C. B. Keysser	—
22. Nov...	Arthur Fißer	—	—	Dr. Schrader	—	—
1884 29. Sept...	Heinr. Müller	Dr. H. Bulthaupt	—	—	—	—
1885 24. Sept...	—	Dr. H. Grote	—	Dr. H. Grote	—	—
1887 21. Sept...	—	Dr. H. Kasten	—	Dr. A. Bulle	—	—
1890 27. Sept...	Dr. H. Bulthaupt	—	—	—	—	—
1891 26. Sept...	—	—	—	Rechtsanw. H. Hillebrand	H. Wedemeyer	—
1894 27. Sept...	—	—	—	—	—	—
1903 28. Nov...	—	—	Dr. E. Neuling	—	—	—
1904 22. Sept...	Prof. Dr. Kasten	Dr. G. Pauli	—	—	L. Bechtel	—
1905 24. Sept...	Gust. Rassow	Senat. Dr. Kasten	—	—	—	—

Dr. G. Pauli  
u. Jul. Koch

No.	Date	Description
1	1870	...
2	1871	...
3	1872	...
4	1873	...
5	1874	...
6	1875	...
7	1876	...
8	1877	...
9	1878	...
10	1879	...
11	1880	...
12	1881	...
13	1882	...
14	1883	...
15	1884	...

(Ältestes, im Archiv als gedruckte Tafel vorhandenes)

# Verzeichnis der Mitglieder des Künstlervereins

nach dem Bestande im April 1857.

**I. Sektion:** Musik und Dramatische Kunst. — **II. Sektion:** Malerei und Bildhauerkunst. — **III. Sektion:** Architektur. — **IV. Sektion:** Literatur. — **V. Sektion:** Kunstfreunde.

## Vorstand:

K. A. Ritter. Dr. Fr. Pletzer. Dr. H. A. Müller. M. Lindeman.  
W. Rodewald.

## Ausschuss:

I. Sektion: D. Engel. F. Cranz. — II. Sektion: G. Wedemeyer. J. G. Walte. — III. Sektion: A. Schröder. H. Müller. — IV. Sektion: Fr. Ruperti. Dr. A. Sonnenburg. — V. Sektion: C. Lülmann. H. Strack.

<b>A.</b>			
Adami, H., Dr. jr.,	IV.	Below, W.,	III.
Ahlhorn, G. R.,	II.	Bertram, H.,	I.
Albers, D., Senator,	V.	Beste, G. H.,	V.
Albers, H., Dr. jur.,	IV.	Beyer, L. O.,	I.
Albrecht, G.,	V.	Biermann, H.,	I.
Arnold, F.,	I.	Bindernagel, W.,	V.
		Birtner, F. W.,	V.
		Bischoff, H.,	V.
		Bismeyer, G.,	V.
		Bleeken, H. L.,	V.
		Bödeker, G. H.,	V.
		Boës, L. E.,	V.
		Borchers, W. L.,	V.
		Börgemann, G. C.,	V.
		Böttjer, F. W.,	IV.
		Böttjer, Th.,	I.
		Bredenkamp, J. F., Dr. jur.,	IV.
		Brockmann, J.,	III.

Buchenau, F., Dr. phil.,	IV.
Bücking, H.,	IV.
Bucksath, J. B.,	II.
Buff, C. F. C.,	V.
Bulle, A. C.,	IV.
Bulthaupt, F. H.,	IV.
Bummerstedt, J.,	III.
Büte, Th. B.,	III.
Büttner, R. F.,	V.

**C.**

Cabisius, J.,	I.
Calmeyer, W.,	I.
Castendyk, B. G.,	V.
Castendyk, J. A.,	V.
Cohen, J. S.,	V.
Cölln, Ed. von,	V.
Cölln, J. W. L. von,	V.
Cordes, D.,	V.
Cordes, F.,	I.
Cranz, F.,	I.
Cölln, J. C. von,	V.

**D.**

Damm, Fr.,	I.
Deetjen, J. C.,	V.
Delius, F. C.,	V.
Delkeskamp, L. F. G.,	V.
Deneke, H.,	III.
Deneys, C. J.,	V.
Depken, H.,	III.
Diehl, J.,	V.
Dietrich, H.,	III.
Döhler, H.,	IV.
Dreier, B.,	V.
Dreyer, J. H.,	IV.
Droste, J.,	V.
Dubbers, F. C.,	V.

**E.**

Eggersmann, C.,	V.
Ehnholt, J. H.,	V.

Eichmeyer, J.,	IV.
Ellinghausen, J. H.,	I.
Engel, D.,	I.
Engelken, H., Dr. med.,	IV.

**F.**

Feilner, J. E.,	II.
Fincke, J. H. W.,	V.
Finger, J.,	V.
Finke, D. H.,	V.
Finke, H. C.,	V.
Focke, J.,	V.
Freitag, H.,	V.
Frese, Ch.,	III.
Frese, H.,	II.
Frese, W.,	IV.
Fuhrken, Th.,	V.
Fürst, G.,	V.

**G.**

Geisler, A. D.,	IV.
Gildemeister, O., Regierungssekretär,	IV.
Gloystein, N.,	V.
Grabau, M. A.,	IV.
Graef, C.,	V.
Graue, C. D.,	I.
Graeven, Ph.,	V.
Gräving, J. H.,	V.
Grommé, W.,	V.
Grooscors, H.,	V.
Grosse, J.,	V.
Gudewill, F. W.,	V.

**H.**

Haake, W.,	V.
Haas, W.,	V.
Hagen, H. H.,	V.
Hagen, W.,	V.
Hampe, E.,	IV.
Hanewinkel, H., Bibliotheks- sekretär,	IV.

Hartlaub, C. F. L., Senator,	V.
Hartmann, C. P.,	V.
Hartmann, Ph.,	V.
Hederich, F.,	V.
Heine, H.,	V.
Heineken, Chr., Dr. jur.,	IV.
Helfferich, J. H.,	I.
Hellmers, C. W.,	V.
Helmken, J. D.,	V.
Hemmelmann, J. G.,	V.
Heye, B.,	V.
Heye, H.,	V.
Heyman, E. von,	V.
Hirsch, B.,	I.
Hirschfeld, J., Konsul,	V.
Hoffmann, Carl,	V.
Hoffmann, C. M.,	V.
Holst, J. F.,	V.
Hoyermann, F., Dr. phil.,	IV.
Hunckel, G. J.	II.
Hüne, C.,	V.
Hütterott, T.,	V.
Hunteln, J. C. von, Polizeiinspektor,	V.

**J.**

Jacquemier, J. G.,	V.
Jahn, C.,	V.
Jansen, C.,	V.
Jansen, J. H.,	V.
Jantzen, J. H.,	V.
Jöntzen, C. W.,	II.
Isenbeck, C.,	V.
Isensee, C. F. A.,	V.

**K.**

Kaiser, A.,	V.
Kaiser, F.,	V.
Kapff, A. von,	V.
Kaupert, E.,	V.
Kegeler, C.,	V.
Kerlé, J.,	I.

Kettner, H.,	V.
Kindt, G. C.,	IV.
Kirchner, C. A.,	II.
Klier, Chr.,	I.
Klingenberg, E.,	III.
Klingenberg, J. C.,	V.
Knippenberg, B.,	V.
Knippenberg, C. L., Dr. theol.,	IV.
Knippenberg, H., Dr. med.,	IV.
Knoop, B.,	V.
Koch, D.,	V.
Koch, J. O.,	V.
Koch, W.,	V.
Kohl, F. W.,	II.
Köhler, Chr.,	V.
Köhler, F. J.,	V.
Koop, J. C.,	V.
Köster, C. G.,	II.
Kramer, H.,	V.
Kraus, H. L. J.,	V.
Kroll, J. L.,	IV.
Krollmann, B.,	I.
Kühtmann, J. F. C.,	V.
Kühtmann, J.,	IV.
Kunde, E.,	V.
Kunoth, C.,	V.
Kupsch, J. H.,	V.

**L.**

Lang, G. F., Dr. med.,	IV.
Ledderhus, E.,	V.
Leiditz, T.,	V.
Leonhardt, H.,	III.
Leprince, Cl.,	III.
Lindeman, M.,	IV.
Lingen, von H., Dr. jur.,	IV.
Lodtmann, A.,	V.
Lodtmann, C.,	V.
Lodtmann, G.,	III.
Löning, G. E., Dr. jur.,	IV.
Lorenz, F.,	V.
Lotz, W., Dr. phil.,	IV.

Luce, G. W., Dr. med.,	IV.
Lüders, G., Dr. phil.,	IV.
Lüders, J. C. von,	V.
Lülmann, C.,	V.
Lürman, A., Dr. jur.,	IV.
Lürman, J. H.,	V.

**M.**

Menke, Th., Dr. phil.,	IV.
Mertel, G.,	I.
Meyer,	V.
Meyer, C. E.,	V.
Meyer, F.,	V.
Meyer, W. J., Dr. phil.,	IV.
Mielk, J.,	IV.
Motz, D. W.,	IV.
Motz, F., Dr. jur.,	IV.
Mühe, E.,	V.
Muhle, J. E. C.,	V.
Müller, H.,	III.
Müller, H.,	III.
Müller, H. A., Dr. phil.,	IV.
Müller, W.,	I.
Munderloh, C. W.,	V.

**N.**

Nagel, C. A. W., Pastor,	IV.
Nagel, R.,	I.
Natermann, C. R.,	V.
Nielsen, A.,	V.
Nieter, H. L. G., Pastor,	IV.
Noltenius, E.,	V.
Noltenius, C.	V.

**O.**

Oesterheld, H. A.,	V.
Osten, F.,	V.
Overbeck, W.,	III.

**P.**

Pajeken, C. A.,	V.
Pauli, A., Dr. jur.,	IV.
Peters, H.,	V.
Pfeifer, G. W.,	I.
Pfeiffer, Fr., Dr. jur.,	IV.
Plate, E. J., Dr. med.,	IV.
Plate, F. W., Dr. phil.,	IV.
Pletzer, F., Dr. phil.,	IV.
Polzin, Chr.	III.
Polzin, F.,	III.
Poppe, Carl,	III.
Poppe, Chr.,	III.
Poppe, Chr., Simons Sohn,	III.
Poppe, G.,	V.
Poppe, H.,	III.
Poppe, W.,	III.
Post, H. von, Dr. med.,	IV.
Pralle, C. O. J. D.,	III.
Pralle, J. F.,	III.

**Q.**

Quentell, G.,	II.
---------------	-----

**R.**

Rakemann, W.,	I.
Ratjen, Th.,	II.
Rauschenberg, H.,	III.
Rhode, C.,	IV.
Richter, E. F. A.,	V.
Riem, F. W., Dr. phil.,	I.
Riensch, F. H. W.,	V.
Rintze, Fr.,	I.
Ritter, K. A.,	I.
Rodewald, Wilh.,	V.
Roedel, L.	I.
Roelker, J. J.,	IV.
Rohland, C.,	V.
Rohlfs, H., Dr. med.,	IV.
Rohte, G. H.,	V.
Rolf, G.,	V.

Roose, H., y Ordoñez,	V.	Sonnenburg, A., Dr. phil.,	IV.
Ropers, J. H.,	V.	Spanhackle, J. C. Ph.,	I.
Rosenkranz, A.,	II.	Spielter, F. W.,	V.
Rösing, J., Dr. jur.,	IV.	Stahlknecht, C. D.,	V.
Rofs, H. W.,	IV.	Stahlknecht, H.,	V.
Rothe, M., Dr. theol.,	IV.	Steinhauer, Chr.,	V.
Runge, O.,	V.	Steinhäuser, W.,	II.
Runge, Th.,	V.	Stock, B.,	V.
Ruperti, Fr.,	IV.	Stoffregen, V. W.,	IV.
Ruperti, J.,	V.	Stohmann, A. C.,	V.
Rutenberg, J. G.,	III.	Strack, H.,	V.
Rutenberg, L.,	III.	Streudner, J.,	I.
		Strube, L.,	V.
		Stubmann, D. W.,	III.
		Stucken, G.,	V.
		Suck, A.,	II.
		Suffert, E. G.,	V.
		<b>T.</b>	
		Tecklenborg, H.,	V.
		Tewes,	IV.
		Thiefs, A.,	V.
		Thyen, O.,	V.
		Todt, A. F. G. E.,	V.
		Toel, F.,	IV.
		Torstrick, J. A.,	I.
		<b>U.</b>	
		Ulrich, A. S.,	IV.
		<b>V.</b>	
		Virgien, F. W.,	IV.
		Vöge, H.,	V.
		Vogt, H.,	V.
		<b>W.</b>	
		Wagner, G. W.,	V.
		Walte, J. F.,	V.
		Walte, J. G.,	II.
		Waltjen, Carsten,	III.
		Waltjen, Fritz,	V.

Waltjen, Hermann,	V.	Wilkens, J.,	V.
Waltjen, Heinrich,	V.	Willatzen, P. J.,	IV.
Wardenburg, L.,	V.	Winsell, R.,	V.
Watermeyer, F. E.,	V.	Wittig, W.,	V.
Wedeking, A. W.,	II.	Wohlbrück, L. A.,	I.
Wedemeyer, G.,	II.	Wölfel, R.,	I.
Wegener, F.,	IV.	Wolff, P.,	V.
Weingardt, H.,	I.	Wunder, L.,	V.
Wenderoth, E.,	V.	Wuppesahl, C. J.,	V.
Wesselmann, L.,	II.	Wüste, Fr.,	V.
Westphal, D.,	IV.		
Wicke, Fr. W.,	I.		
Wiebcke, C. F.,	I.		
Wiehe, E. L.,	V.		
		<b>Z.</b>	
		Zahn, H.,	I.



## Otto Gildemeister:

### Eine Wette im Olymp.

24. März 1860.

Vor einigen Wochen, wie gewöhnlich, saßen  
Die Götter im olympischen Saal  
Als Gäste Jupiters beim Mahl;  
Und wie sie aus den goldnen Mafsen  
Den Nektar schlürften und Ambrosia aßen,  
Ging ihr Gespräch, tout comme chez nous,  
In labyrinthisch lust'gem Wandern  
Von einem Thema rasch zum andern,  
Und Zeus Kronion hörte zu.  
Frau Juno sprach von Heirat und Verloben;  
Mars liefs den letzten Krieg noch einmal toben;  
Venus und Vesta stritten ernster Miene  
Über den höh'ren Wert der Crinoline;  
Minerva sprach von Humboldts Briefen;  
Vulkan von Schienen und Lokomotiven;  
Apoll von literarischen Schätzen;  
Diana von den Jagdgesetzen;  
Neptun — (er speiste bei dem Bruder heut) —  
Von dem Great Eastern und dem Bremer Lloyd.  
Und weil Merkur, wie ihr wohl wifst,  
Ein guter Freund der Bremer ist,  
So sprach der alte Wassergott,  
Merkur zu ärgern, über uns mit Spott.  
(Er scheint es übel aufzunehmen,  
Dafs man seit alter Zeit in Bremen  
Auf seiner Launen stürmische Wut  
Ihm niemals viel zugute tut,

Und ob er zürnt und tobt und braust,  
Jahraus jahrein auf seinen Wellen haust.)  
Kurz, er begann mit Stichelreden  
Merkur und Bremen zu befehlen  
Und hat auch ersteren zuletzt  
In lichterlohen Zorn versetzt.  
Nun gab's ein Zanken, Blitz um Blitz,  
Bosheit um Bosheit, Witz um Witz,  
Manch guter Spafs und auch manch schlechter,  
Und zwischendurch homerisches Gelächter;  
Und wenn der eine übertrieb,  
Der andere ihm nichts schuldig blieb.  
Merkur, durch solchen Spott gereizt,  
Hat unserhalb sich sehr gespreizt,  
Und Bremens Lob so laut posaunt,  
Es hätt' uns selbst gewifs erstaunt.  
Er rief: „Wenn Bremen man beschreit,  
So ist das nichts als purer Neid;  
Die Stadt ist arm an nichts als Mängeln;  
Die Frauen gleichen alle Engeln;  
Die Männer drin sind ganze Kerle;  
Kurzum, die Stadt ist eine Perle;  
Die Gegend glatt und drum bequem,  
Das Klima feucht und angenehm,  
Die Küche einfach und geschmackvoll,  
Die Luft von edelstem Tabak voll:  
Denn jede Sorte, die nicht taugt,  
Wird nur für den Export gebraucht;  
Mit einem Wort, Süd, Nord, Ost, West,  
In Bremen ist es allerbest.“

Dies Lob war übel angewandt:  
„Der Neid der Götter“ ist bekannt,  
Und dafs sie, wenn sie's hindern können,  
Den Sterblichen ihr Glück mißgönnten.  
Nun kommt hinzu, wie man wohl weifs,

Dafs jeder Gott in jenem Kreis  
Auch irgend eine Lieblingsstadt,  
Die er zumeist bevorzugt, hat.  
Zeus liebt noch heut sein altes Rom;  
Neptun weilt gern am Themsestrom;  
Mars mit der schlanken Heldentaille  
Begünstigt Potsdam (wie dereinst Versailles);  
Venus Venedig gerne litt,  
Vesta das ehrbare Madrid,  
Et cetera, et cetera, —  
Nun kann man schliessen, was geschah.  
Es war, nachdem Merkur gesprochen,  
Als hätt' er in ein Wespennest gestochen.  
Ein jeder Gott, der angehört,  
Wie man uns lobte, war empört,  
Und jeder schrie wie falsch es wär',  
Und fiel dann über Bremen her.  
Vor allen aber wars Apoll,  
Der recht von Gift und Galle schwoll,  
Und dem unglücklichen Merkur  
Aufbrausend in die Rede fuhr.

„Geh mir“, rief er, „mit deinen Bremern,  
Geldwechslern, Schacherern und Krämern,  
Die von allen Gütern der Welt  
Die sogenannten materiellen  
Genüss' am allerhöchsten stellen,  
Essen und Trinken und das Geld.  
Bremen das beste? Gehorsamer Diener!  
Nein, da lob' ich mir meine Berliner,  
Welche mit zarten, geistreichen Lippen  
Nur von dem Quell, dem castalischen, nippen,  
Oder (damit ich zu weit nicht geh')  
Allenfalls den ästhetischen Tee.“

„Ein höchst einseitiges Urteil“, sprach Merkur;  
„Ich nenne gleich zehn Dinge nach der Schnur,  
Die dir beweisen, dafs ein höh'rer Sinn  
Auch in der Stadt lebt, deren Freund ich bin:  
Das Schauspiel . . .“ „Pah, das ringt ja mit dem Tode.“  
„Privatkonzerte . . .“ „Die sind eben Mode.“  
„Kunsthalle . . .“ „Ja, da wird die Kur gemacht.“  
„Künstlerverein . . .“ „Da trinkt man Bier bei Nacht.“  
„Doch Kohl und Buchenau und Doktor Buch,  
Die hatten doch den eifrigsten Besuch;  
Das zeugt gewifs von höh'rem Bildungssinn.“  
„Ach“, sagt' Apoll, „da gehn die Damen hin,  
Indefs die Männerwelt sich leise schiebt,  
Sobald es nichts für sie zu beißen gibt;  
Geh mir, ich biete jede Wette an,  
Dafs man in Bremen nichts erfinden kann,  
Was ohne Speis' und Trank die feine Welt  
Zwei Stunden sonder Zwang zusammenhält.“

„Die Wette halt' ich“, ruft Merkur: „um was?  
Zwölf Eimer Nektar? oder auch ein Fafs?“

„Topp! Bruder! meinethalb um hundert Eimer;  
Glaub mir, ich kenne meine Pappenheimer.  
Geh, mein Merkur, versuch dein Bestes.“

So sprach Apoll mit schnödem Spott,  
Und diese Wette zwischen Gott und Gott,

Sie ward der Ursprung dieses Zauberfestes.

Was nämlich tat Merkur? Hurtig beschwingt,  
Wie Iris Bogen durch die Wolken springt,  
Flog er zum Ost in jene Regionen,  
Die noch kein Menschenfuß betrat,  
Die ihr wohl ahnt, doch niemals saht,  
Wo ewig schön die schönen Künste wohnen;

In jenes Land, aus dessen Palmenhallen  
Die Schwalben und die Nachtigallen,  
Das Wunderland, in dessen heil'gen Grenzen  
Die Jugend wohnt mit den jungen Lenzen.

Dort, wie die Schwän' in lotusduft'gen Nestern,  
Wohnen im Rosenhain fünf edle Schwestern,  
Von Art und Antlitz ähnlich unsern Frau'n  
Und doch wie Götterkinder anzuschau'n.  
Was je auf Erden Herrliches erschien,  
Durch ihre Lehre ward es uns verlieh'n.  
Die Erste wölbt aus Stein und Zedernholz  
Des Tempels Anmut und des Münsters Stolz;  
Hoch ragt die Säule, glänzend schwebt das Dach,  
Harmonisch fügt Gemach sich an Gemach,  
Und wie ein ungeheurer Blumenknauf  
Spriest in des Himmels Blau der Dom hinauf.

Der Zweiten ist nicht mindre Kunst gegeben:  
Die Steine wandeln, und die Erze leben;  
Aus Marmor taucht, wie einst aus Meeresschaum,  
Die Schönheit, reizend wie ein holder Traum;  
Laokoon verhaucht in ew'gem Weh;  
Ewig versteinert trauert Niobe;  
Und leuchtend schwebt in ewigem Triumph  
Der Gott des Bogens überm Drachensumpf.

Und siehe, auf der Wände kahles Feld  
Zaubert die Dritte eine neue Welt;  
Gestalten, die auf Erden lange starben,  
Leben unsterblich nun in ihren Farben,  
Und was auf Erden nie gesehen ward,  
Bannt ihre Hand in unsre Gegenwart.  
Die Himmel tun sich auf, Cherubgefieder  
Trägt der Madonna Seligkeit hernieder;  
Gott Vater auf geheimnisvollem Thron  
Segnet die Jungfrau und der Jungfrau Sohn.

Und auch der Erde wunderreicher Bau  
Spiegelt verklärt sich ab in bunter Schau:  
Die Alpen blitzen, dunkel winkt der Hain,  
Auf silberner Meerflut tanzt der Mondenschein;  
Die Helden kämpfen, Kindesunschuld lacht,  
Es träumt die Lieb' und die Verzweiflung wacht.  
Ja selbst der Hölle Pforten öffnen sich,  
Ihr seht das Reich, wo alle Hoffnung wich:  
Die Flammen glühn, als ob Vulkane flammten,  
Um die Medusenhäupter der Verdammten.

Und um die Vierte, horcht, den Hain entlang  
Wogt in den Lüften Wohllaut und Gesang,  
Ein Schall, vor des erhabnen Harmonien  
Der Erde Völker würden niederknien,  
Bald flüsternd, wie im Schilf des Westes Kosen,  
Bald machtvoll, wie im Wald des Sturmes Tosen,  
Und in der Töne vielverschlungnem Spiel  
Ein einzig Sehnen doch nach einem Ziel,  
Als ob zu unbekannter Sternenhöhe  
Auf Taubenflügeln eine Seele flöhe.

Wenn aber ihr Gesang ausruhet, dann  
Hebet die Fünfte ihre Rede an,  
Und schweigend die vier Andern staunend lauschen  
Auf ihrer Worte wunderbares Rauschen.  
An ihren Lippen hangend horchen sie  
Dem Urquell aller Kunst, der Poesie,  
Und schöpfen immer neu und immer jung  
Aus diesem Zauberborn Begeisterung.  
Wer könnte ihre Wunder schildern? — Ach,  
Sich recht zu preisen, ist sie selbst zu schwach;  
Sie, die des Daseins Rätselbuch entsiegelt,  
In deren Spiegel sich das Weltall spiegelt,  
Vor ihrem eigenen Mysterium  
Senkt sie das Aug' und ihre Lipp' ist stumm.

Doch wozu red' ich? warum nenn' ich nur  
Dichtkunst, Musik, Bau, Malerei, Skulptur?  
Ihr mögt sie selber sehn, — fünf an der Zahl,  
Sie sind zur Stunde hier in diesem Saal,  
Wohin Merkur in seiner Wette Not  
Als mächt'ge Helferinnen sie entbot.

(1. Bild.)

Die Künste, die ihr eben leiblich saht,  
Sie sind es, die Merkur um Beistand bat.  
„Gar ungleich ist der Kampf, — ein Gott mit elfen!  
Ihr guten Mädchen könnt und müßt mir helfen,“  
So flehte er, und legte kurz und klar  
Den Sachverhalt der Wette ihnen dar:  
„Ein Fest in Bremen, welches Fraun und Herrn  
Auf ungefähr zwei Stunden froh und gern  
Selbst anzuordnen haben, selbst besuchen,  
Ohn' allen Braten, Wein, Tee, Obst und Kuchen.“

Die schönen Schwestern sahn sich lächelnd an,  
Und — schwiegen. Nur die Malerei begann:  
„Mich interessiert dein sonderbar Begehren,  
Jedoch die Sach' ist ungeheuer schwer.  
Wir können wohl die Leut' auf ihren Sesseln  
Zwei Stunden lang durch unsre Künste fesseln,  
Indefs ein Bremer (außer wenn er krank ist)  
Liebt keine Kunst, wo Speise nicht und Trank ist.

Ich kenne kaum die kleine Republik,  
Doch hör' ich wohl, daß höchstens die Musik  
Dort populär sei, und für die sei jetzt  
Fast jeder Wochentag dreifach besetzt.  
Zahl deine Wette, denn Erfahrung spricht:  
Es ginge wohl, jedoch es geht nur nicht.“

Dies hörend zog Merkur die Stirne kraus  
Und rechnete bei sich im stillen aus,  
Wie er am besten, wenn er nicht gewönne,  
Den Nektar, den er brauchte, stehlen könne.  
Doch eh' er seinen Plan erwogen, brach  
Der Baukunst Mus' ihr Schweigen, und sie sprach:

„Das Ding ist ausführbar, so viel ich seh';  
Ich habe eine glückliche Idee.  
Was einer nicht vermag, vermögen Viele;  
Wir fünf vereinigt kommen leicht zum Ziele.  
Umrahmt von passender Architektur,  
Lafst uns die Malerei und die Skulptur,  
Der Formen Rundung mit der Farben Schmelz,  
Zu neuem Reiz vereinen, — so gefällt's.  
Aus Wirklichkeit und Kunst, aus Schein und Leben  
Lasset uns Bilder welche atmen geben  
Und so gewissermaßen die Ideen,  
Verkörpern, die des Malers Blick gesehn,  
Lebend'ge Traumwelt, und sie verschöne  
Das Wort der Dichtkunst und die Kunst der Töne,  
Sodafs Musik, Skulptur und Malerei  
Baukunst und Dichtung eine Schöpfung sei,  
Fünffacher Zauber, — dem zu widerstehn,  
Wer so verbauert ist, den möcht' ich sehn.“

„Vortrefflich!“ rief Skulptur. „Wohlausgedacht!  
Nur einen Hauptpunkt lafs nicht aufser Acht.  
Wird es auch möglich sein zu solchen Dingen  
Die Leute unter einen Hut zu bringen?  
Bedenk, wie schwer es hält in solcher Stadt,  
In der die Kunst nicht viel zu sagen hat,  
Zu solchem neuen, nie erhörten Werke  
Die Fähigkeit zu finden und die Stärke.  
Bedenk wie mächtig noch zu dieser Frist  
Das Furiengezücht auf Erden ist;

Beisammen fänden wir sie alle drei,  
Dummheit und Prüderie und Heuchelei;  
Ich, die Skulptur, ich weiß von diesen Dingen,  
Das glaubt nur, ein erbaulich Lied zu singen.“

„Pah!“ rief Merkur, das lasset euch nicht grämen,  
Philister freilich gibt es auch in Bremen;  
Doch glaubet mir, daß es auch manchen gibt,  
Der unbefangen euch, o Schwestern, liebt,  
Der selbst den Scherz in eurer heitren Welt  
Mit Unschuld kostet und nicht sündlich hält.  
Wer fürchtet sich vor der Borniertheit Streichen?  
Man fragt nur nach dem Urteil seinesgleichen.  
Wo die Vernünft'gen einverstanden sind,  
Da schwatzen tausend Narren in den Wind,  
Und manche, die im Anfang schmähn und schrein,  
Werden zuletzt ganz zahm beim Feste sein.  
Was edle Frauen sagen, wird geglaubt,  
Alles, was sich geziemt, ist auch erlaubt.  
Drum frisch ans Werk ihr fünf; ich sehe Land;  
Auf, Phantasie! die Segel ausgespannt!  
Gebt mir nur an, was haben wir für Kräfte,  
Die wir verwenden können zum Geschäfte;  
Ich will sie werben, lieber heut als morgen,  
Und für die Kosten laßt die Bremer sorgen.“

Die Musen fingen flugs an zu beraten,  
Was wohl für Untertanen ihrer Staaten  
In Bremen aufzutreiben, — und, ganz offen,  
Sie haben nicht zu viele angetroffen,  
Jedoch genug. Von Herren und von Damen  
Fand man doch manchen respektablen Namen;  
Frau Musika fand ohne viel Besinnen;  
Die Kunst der Farben nannte Jüngerinnen;  
Die Baukunst war nicht fremd am Weserstrom;  
Nur die Skulptur hatt' ihren Mann in Rom.

Die Dichtkunst aber sagte: „An der Weser  
Sind wenig Dichter, aber viele Leser;  
Indefs es schadet nicht: in Bremen auch  
Reimt man mitunter für den Hausgebrauch,  
Und das genügt; mit ein'gen schlichten Reimen  
Läfst sich der nöt'ge Text zusammenleimen;  
Ich werde zusehn, was man machen kann:  
Du, Malerei, nicht ich, führst heute an.  
Greif nur hinein in deine vollen Mappen,  
Musik und Verse werden dann schon klappen.  
Was hast du da? — Sieh an, wie schon belebt  
Auf deinen Wink ein Bildnis sich erhebt!  
Wenn ich mich anders recht erinnern kann,  
So ist's das Judenbild von Bendemann;  
Uralte Klänge finden Leben wieder,  
Mir ist, als hört' ich ferne Klagelieder.

An Babels Wassern safsen wir  
Und weinten, wenn an Zion wir gedachten;  
Die Heiden haben mit dem Blut der Schlachten  
Geschändet seines Tempels Zier.

Wir hängten auf am Weidenbaum  
Die Harfen, die zu Davids Psalm erklangen;  
Ihr stolzer Schall ist nun dahingegangen,  
Wie unsrer Heimat flücht'ger Traum.

Er aber, der uns bog ins Joch,  
Er sprach zu unsrem Gram: „Sei guter Dinge!“  
Er sprach zu unsren Tränen: „Lieber, singe,  
Sing uns ein Lied von Zion doch!“

Jerusalem! versunkner Stern!  
Eh meine Zung' am Gaumen dorr' und klebe,  
Eh ich zu singen meine Stimm' erhebe  
Im fremden Land ein Lied des Herrn.“

(2. Bild.)

Merkur, der selbst bei ernsten Dingen lacht,  
Sprach: „Dieses Bild ist wunderschön, — das macht!  
Es paßt für Bremen; denn in Bremens Mauern  
Haben die Juden allen Grund zu trauern.  
Seit man das Bürgerrecht den Armen lieb,  
Seh'n sie, die Bremer sind so klug wie sie.  
Doch still, was gibt es hier? Aus Nebelflor  
Steigt leise schon ein zweites Bild empor,  
Ganz anders als das andre, — ah c'est beau!  
Erst altes Testament, nun Rökkoko.

— „Ja, Herrn und Frauen in altmod'gem Schmuck;  
Es ist Marie Antoinette und Gluck;  
Ein muschelbunt verzierter Pavillon  
Im schatt'gen Park, — wir sind in Trianon.  
Da sitzt die junge schöne Königin  
In unheilschwerer Zeit mit leichtem Sinn;  
Geputzte Fräulein, schmucke Kavaliers  
Verkünden, dafs hier der Genufs regiere;  
Üppiger Duft erfüllt den goldnen Saal;  
Atlasgewänder rauschen durchs Portal;  
Noch durch die Lüfte zittert süßgedehnt  
Echo der Harfe, die am Sessel lehnt.  
Und siehe, mitten in dem prächt'gen Flitter  
Vor Frankreichs Königin ein deutscher Ritter,  
Ein Ritter, — keiner soll die Nase rümpfen, —  
Trotz seinem Puderhaar und seidnen Strümpfen,  
Ein echter Ritter ohne Furcht und Tadel,  
Sein Helmschmuck Lorbeer und die Kunst sein Adel,  
Ein Ritter, der mit seinem Notenblatt  
Mehr Leut' als Bayard überwunden hat.  
Huldigend reicht er nun der Königin  
Sein neues Werk; sie nimmt es lächelnd hin;  
Ein Werk in dessen ahnungsvollen Noten  
Prophetisch ihre eignen Lose drohten, —  
Der Iphigenie tragische Musik!  
Ein Kranz um den Altar der Politik,

Der harten Politik, die unbekümmert  
Auf ihrer Bahn Schönheit und Glück zertrümmert.  
Wie man mit Kränzen Iphigenien schmückte,  
Als über ihr der Mord sein Messer zückte,  
Das schöne Königskind, das fallen mußte,  
Um Troja's Schuld, von welcher sie nichts wufste,  
So hatt' auch dich, o Fürstin, finstre Macht  
Bekränzt mit Blumen zum Altar gebracht.  
Der deutschen Kaiser blonde Enkelin,  
Ihr gab das Glück sein ganzes Füllhorn hin,  
Die reichsten Schätze, die dem Menschen fließen,  
Und auch den seltenen, Gabe zu genießen.  
Durch Völkerjubiläum und durch fürstlich Werben  
Schritt froh und tändelnd sie in ihr Verderben,  
Beglückt, daß ihre Blindheit nicht erkennt,  
Wie dünn das Brett, das sie vom Tode trennt.  
Wir aber seh'n, was sie nicht sehen kann,  
Durch Pomp und Glanz den dunklen Schicksalsbann;  
Unheimlich seh'n wir drunten in den Nächten  
Erynnyen eine Dornenkrone flechten,  
Und langsam fügt der Höllegeist Rotte  
Blut'ges Gebälk zum künftigen Schafotte, —  
Für diese heitre Stirn die dorn'gen Zacken,  
Das Blutgerüst für diesen schönen Nacken!  
O Iphigenie! glücklich, daß du heut  
Nicht schauen kannst, was dir die Zukunft beut;  
Du siehst nur Huldigung, du siehst nur  
Den Ritter Gluck und seine Partitur.“

(3. Bild.)

„Nun“, sagt Merkur, „ich bin kein Philosoph;  
Doch mich bedrückt die Luft an Frankreichs Hof;  
Durch all den süßen Qualm der Wohlgerüche  
Riecht man die Kohlen aus des Teufels Küche.  
Fort nun mit Reifrock, Puder, Schmink' und Zöpfen;  
Ich möchte unverfälschten Atem schöpfen;

Gebt mir ein Stück Natur, damit erheitert  
Das Herz sich ausdehnt und die Lung' erweitert.“

„Ganz recht“, versetzt die Muse, „auf die Dauer  
Langweilt der Vogel sich im goldnen Bauer;  
Ob eine Gräfin ihn mit Zucker letze,  
Ob Fürstenhand sein Brot mit Wein benetze,  
Er sehnt sich doch aus seinem üpp'gen Haus  
In Wald und Feld und frische Luft hinaus,  
Und jauchzend wiegt er, wenn er fliehen kann,  
Den federweichen Busen himmelan.  
So auch die Phantasie. Versinken laßt  
Den steifen Park, den zierlichen Palast,  
Und eure Seele denke sich, sie tauche  
In milde Sommerluft im Abendhauche.

„Es dämmert schon; matt glänzt der Berge Schnee,  
Und leise rauscht der spiegelglatte See;  
Blafsgoldne Wolken schmelzen hin im Blau,  
Und tiefes Schweigen ruht auf Wald und Au',  
Nur manchmal schwebt ein Hauch des Abendwindes  
Wie Atem eines eingeschlafnen Kindes.

„Himmel und Erde wollen schlafen gehn;  
Nur ein Gebet noch soll gen Oben wehn,  
Ein letzter Feierklang durch Tal und Flur,  
Ein letzter Gruß anbetender Natur:  
Ave Maria! — wie auf Engelsflügeln  
Schwebt deiner Glocken Hall von fernen Hügeln.

„Ave Maria! — auf der weiten Runde  
Der Erde ist gesegnet diese Stunde;  
Der holde Engelgruß ertönt im Toben  
Der wilden Welt, wie Echo von dort oben,  
Und wo sein milder Klang die Luft durchbebt,  
Erwacht die Sehnsucht, und die Hoffnung lebt.

„Ave Maria! — tönt es auf der Flut;  
Der Kahn hält inne, und das Ruder ruht;  
Des Fährmanns Trotz, des Pilgers finstrier Sinn  
Schmilzt weich wie jenes Goldgewölk dahin, —  
Selbst das, was nimmer ruhn und rasten will,  
Das Menschenherz, macht diese Stunde still.“

(4. Bild.)

Nun fing die Poesie mit einem Male in ungebundener Rede zu sprechen an, und Merkur rief ganz erstaunt: „Aber, liebe Poesie, wie wird dir? du wirst ja plötzlich ungereimt. Ich habe gar nicht gewußt, daß du auch Prosa sprechen könntest.“ — „Das ist ein weitverbreiteter Irrtum,“ versetzte die Poesie, „ich kann es so gut wie du lügen, und warum ich es tue, will ich dir sagen. Meine Schwester Malerei, sehe ich, hat eben ein Gemälde hervorgesucht, welches vor langen Jahren in Berlin Furore machte. Es stellt einen alten venezianischen Dogen vor, welcher mit seiner jugendlichen Dogaressa auf dem Lido lustwandelt. Es ist ein Gegenstand, dessen sich beinahe alle Künste bemächtigt haben. Klein hat es gemalt, Hoffmann hat eine Novelle daraus gemacht, Byron eine Tragödie, und ich weiß nicht wer eine Oper. Nun muß ich bekennen, daß ich in der schlichten Prosa der alten Chroniken mehr Poesie wiederfinde, als in aller Poesie, die man dem armen alten Dogen gewidmet hat. Wenn es dich nicht langweilt, so will ich dir eine Probe davon geben.“ — Merkur, welcher immer eine große Angst hatte, wenn Jemand Miene machte, ihm etwas vorzulesen, drehte verlegen seinen Flügelhut in den Händen; da er aber Ursache hatte die fünf Damen bei guter Laune zu erhalten, so verschluckte er eine Anwendung von Gähnen und antwortete mit erzwungener Heiterkeit: „O, wenn du so freundlich sein willst. . . .“ „Sieh“, sagte die Poesie, indem sie unter ihren Manuskripten suchte, und ein altes, gelbes Pergamentheft hervorzog, „der Doge ist, wie du ihn hier gemalt siehst, ein alter Mann, siebenzig und darüber, und seine Gemahlin ist ein junges

Blut. Er heist Marino Faliero, und dies ist die Geschichte seines Todes, von Sanuto in auserlesenem Italienisch geschrieben, wie Hamlet sagt.“ — Und sie las.

Als Marino Faliero neun Monde und sechs Tage Doge gewesen war, suchte er, als schlimmer, hoffärtiger Mann, der er war, sich zum Herrn von Venedig zu machen. Als der Donnerstag gekommen war, wo sie den Stier zu hetzen pflegen, ward die Stierhatz wie üblich gehalten, und nach beendeter Hatz gingen alle, dem Brauche jener Zeiten gemäß, nach dem Palaste des Dogen und versammelten sich in einer seiner Hallen, und erlustigten sich mit den Frauen. Und bis die erste Glocke schlug, tanzten sie, und alsdann ward ein Bankett aufgetragen. Der Doge bezahlte die Kosten dafür, wofern er eine Dogaressa hatte, und nach dem Bankett kehrten sie alle heim zu ihren Häusern.

Nun kam zu diesem Bankett ein gewisser Ser Michele Steno, ein Edelmann von dürftigem Gute und sehr jung, aber schlaun und dreist, der liebte eins von den Fräulein der jungen Dogaressa. Ser Michele stand unter den Frauen auf dem Solajo, und betrug sich ungeziemend, dergestalt, dafs der Doge befahl, ihn von dem Solajo zu werfen. Und die Knappen des Dogen warfen ihn vom Solajo, wie er geboten hatte. Ser Michele meinte, dafs solch ein Schimpf nicht ertragen werden könne, und als das Fest vorbei war und alle anderen den Palast verlassen hatten, ging er, von Ingrim noch immer erhitzt, in den Saal der Audienzen und schrieb gewisse ungebührliche Worte in betreff des Dogen und der Dogaressa auf den Stuhl, auf welchem der Doge zu sitzen pflegte; denn in jenen Tagen bedeckte der Doge seinen Stuhl nicht mit Zindel-tuch, sondern er safs auf einem Stuhl von Holz. Ser Michele schrieb hinauf: „Marin Falier, der Mann der schönen Frau; andere küssen sie; er ernährt sie.“ Am Morgen wurden die Worte gesehen, und die Sache galt für ein grofs Ärgernis, und der Senat befahl den Anwälten der Republik, darin mit dem gröfsten Fleisse zu verfahren. Und die Anwälte verhiessen eine grofse Belohnung, um zu entdecken, wer die Worte

geschrieben habe. Und am Ende kam es heraus, daß Michele Steno sie geschrieben habe. Und es ward im Rat der Vierzig beschlossen, daß er verhaftet werde, und er bekannte, daß er aus Ärger und Grimm, weil man ihn vor den Augen seiner Liebsten von dem Solajo geworfen, die Worte geschrieben habe. Und die Vierzig ratschlagten über die Sache. Und sie gedachten seiner Jugend und daß er verliebt sei, und sie fanden demgemäfs, daß er in enger Haft bleibe zween Monde lang und solle Venedig und den Staat auf ein Jahr meiden. Über solch milden Spruch ward der Doge über die Malsen zornig, weil er meinte, daß der Rat seiner herzoglichen Würde nicht gebührend geachtet habe, und sagte, Ser Michele hätte müssen am Halse aufgehängt werden, oder zum mindesten verbannt auf Lebenszeit.

Nun war es vom Schicksal bestimmt, daß dem Herrn Herzog Marino Faliero der Kopf abgeschlagen werden sollte. Und malsen es notwendig ist, wenn eine Sache geschehen soll, daß auch ihre Ursache sich begeben muß, so trug es sich zu, daß desselbigen Tages nach Ser Michele's Verurteilung, welches der erste Fastentag war, ein Edelmann aus dem Hause Barbaro, ein jähzorniger Herr, in das Zeughaus ging und forderte gewisse Dinge von den Meistern der Galeeren. Solches tat er in Beisein des Zeughaus-Admirals, und dieser, da er sein Begehrt vernahm, sagte „Nein; es geht nicht an.“ Es kam zu lauten Worten zwischen dem Edelmann und dem Admiral, und der Edelmann schlug ihn mit der Faust gerade über das Auge, und weil er zufällig einen Ring am Finger trug, schnitt der Ring den Admiral und zog Blut. Der Admiral, zerquetscht und blutrünstig, rannte stracks zum Dogen und forderte eine strenge Strafe für den Barbaro. „Was soll ich für dich tun?“ antwortete der Doge. „Denk' an den Schimpf, der gegen mich geschrieben worden ist und denk' an die Art, wie sie den unflätigen Michel Steno dafür gestraft haben, und merk', wie der Rat der Vierzig unsere Person achtet.“ Hierauf versetzte der Admiral: „Herr Herzog, so Ihr Euch zu einem Fürsten machen wollt und wollt alle diese Hahnreie von

Edelleuten in die Pfanne hauen, so hab' ich das Herz, wenn Ihr mir helfen wollt, Euch zum Fürsten über den ganzen Staat zu machen, und dann könntet Ihr sie alle bestrafen.“ — „Wie kann solches geschehen?“ — und so besprachen sie die Sache. Und sie sammelten Anhänger und verabredeten sich, daß sechszehn Führer oder siebenzehn, jeder mit vierzig Mann, wohl bewaffnet, in verschiedenen Teilen der Stadt sich bereit halten sollten; die Anhänger aber sollten nichts von dem Plane wissen. An dem anberaumten Tage sollten sie hie und da einen Tumult erheben, auf daß der Doge einen Vorwand habe, die große Glocke von San Marco läuten zu lassen, welche nie geläutet wird, der Doge befehle es denn. Und wenn die Glocke gehe, sollten die Sechszehn oder Siebenzehn mit ihren Leuten nach dem Markusplatze kommen, und wenn die edlen und vornehmen Bürger auf den Platz eilten, um die Ursache des Tumultes zu erfragen, so sollten die Verschwörer sie niederhauen, und nach vollbrachtem Werk sollte Marino Faliero zum Herrn über Venedig ausgerufen werden. Solches sollte geschehen am Mittwoch, den 15. April des Jahres 1355. Und so heimlich trieben sie ihre Sache, daß niemand von ihren Ränken träumte.

Aber Gott der Herr, welcher zu allen Zeiten dieser gloriösesten Stadt Helfer und Schirmer gewesen ist, um ihrer Frömmigkeit und Gerechtigkeit willen, gab es einem Bergamasken Beltramo ein, daß er diese Anschläge ans Licht brachte. Denn da er um die Sache wußte und von den Edlen Einen, Ser Niccolo Lioni von San Stefano, retten wollte, weil er sein Wohltäter gewesen, ging er zu diesem und verriet ihm, daß Gefahr sei, am Mittwoch auszugehen, und beschwor ihn, daheim zu bleiben, wenn er die Glocken von San Marco höre. Ser Niccolo aber rief seinen Diener und legte Hand auf ihn, und eilte nach dem Hause des Messer Giovanni Gradenigo Nasoni, welcher nachmals Doge ward und auch zu San Stefano wohnte, und hinterbrachte ihm alles. Und die Beiden eilten und beriefen die Ratsmitglieder und die Avogadori und die Decemviri und die Häupter des

grofsen Rats. Und als sie alle beisammen waren, ward ihnen die ganze Geschichte erzählt, und alle waren beinahe tot vor Entsetzen. Und in aller Stille wurden die Führer der Verschwörung eingezogen, und der Rat der Zehn, da er sah, dafs der Doge in die Sache verwickelt sei, beschlofs er, dafs zwanzig von den vornehmsten Männern des Staates ihm beitreten sollten, aber ohne Recht der Kugelung. Und so geschah es, und als die Zwanzig in dem Saale der Zehn versammelt waren, ward hingeschickt, den Dogen zu holen. Und am sechzehnten April ward das Urteil gesprochen. Die Schuldigen wurden aufgehängt, mit Knebeln im Munde, an den roten Pfeilern am Balkon des Palastes, von wo der Doge der Stierhatz zuzuschauen pflegt. Alle wurden aufgehängt, erst an den roten Säulen und dann so weiter, nach dem Kanal hin. Desselbigen Tages ward auch der Spruch gefällt, im Rate der Zehn, dafs dem Herrn Marino Faliero, Dogen, der Kopf abgeschlagen werde, an dem Landungsplatze der steinernen Treppe, wo die Dogen ihren Eid leisten, ehe sie den Palast beziehen. Am nächsten Tage wurden die Tore des Palastes gesperrt, und dem Dogen ward der Kopf abgeschlagen, um die Mittagsstunde. Und die Dogenmütze ward ihm vom Kopfe genommen, ehe er die Treppe herunter kam. Als die Hinrichtung geschehen war, ging einer von den Zehnen an die Säulen des Palastes San Marco gegenüber und zeigte dem Volke das blutige Richtschwert und rief mit lauter Stimme: „Dem Verräter ist sein Recht geschehen“ und dann wurden die Tore geöffnet, und alles Volk strömte herein und sah den Leichnam des enthaupteten Dogen.

So weit las die Muse von ihrer Pergamentrolle, und sie sprach: „Nun wirst du dich nicht wundern, dafs der Doge so finster und sorgenschwer niederblickt, denn er brütet über den erlittenen Schimpf und über die Rache, die er zu nehmen gedenkt. Und es ist erklärlich, dafs die junge schöne Dogarossa an seiner Seite wehmütig darein schaut. Sie hat wohl nicht viel frohe Tage erlebt.“

(5. Bild.)

„Hm!“ sprach Merkur, „die venezianischen Granden,  
So scheint es, haben keinen Spafs verstanden;  
Doch aus der Chronik geht mir klar hervor,  
Der alte Doge war ein grofser Tor.  
Dafs Michel Steno jenen Unglimpf schrieb  
Und durch zwei Worte ihn zum Rasen trieb,  
Das kam doch nur, weil die Verleumdung zwar  
Unwahr, doch wenigstens wahrscheinlich war.  
Wahrscheinlich, — denn wer diese beiden sah,  
Glaubte gewifs, er sei ihr Grofspapa.  
War auch der Streich, den man ihm spielte, schlecht,  
Dem alten Herrn geschah doch, mein' ich, recht.  
Ein siebzigjäh'ger Greis, und der verliebt sich  
In junge Damen, — siebenzehn und siebzig!  
Das reimt sich schlecht! Hätt' er nur vor dem Lieben  
Alte Geschichte gründlicher getrieben,  
Er hätte dann der Weisheit mehr geschöpft,  
Wär' unvermählt und wäre nicht geköpft.“

„Alte Geschichte?“ rief die dritte Schwester,  
„Alte Geschichte? was hat die, mein Bester,  
Mit eines Dogen zärtlichem Vergaffen  
Oder mit seiner jungen Frau zu schaffen?“

„Sehr viel,“ sprach jener drauf. „Nah an der Stelle,  
Wo eingehegt durch baumbepflanzte Wälle  
Der Graben Bremens in geschwungnem Bogen  
Gemächlich wälzt die grünlich braunen Wogen,  
Und, wo von dunklem Laubgebüsch behütet,  
Der Schwan sein Nest sucht und die Ente brütet,  
Dort liegt — (ich weifs es nicht, ob ihr sie kennt) —  
Die Strafse, die man Bischofsnadel nennt.  
An dieser Strafse steht ein schmales Haus,  
In diesem Haus wohnt einer Namens Kraus,  
Lorenzo Kraus, der schon seit langer Frist  
Kunsthändler in dem lieben Bremen ist.“

Oft nun, wenn ich zu meinem Zeitvertreib,  
Maskiert als Sterblicher an Tracht und Leib,  
Sei's dafs ich eines Kaufmanns Züge borgte  
Oder auch als Kommis die Post besorgte,  
Um so in irdischem Inkognito  
Den Tag zu töten, der zu langsam floh, —  
Oft, sag' ich, blieb ich dort am Fenster steh'n,  
Bei Kraus, um mir die Bilder anzuseh'n,  
Die guten und die schlechten, klug gemischt,  
Mit denen dieser Mann nach Kunden fischt.  
Ich selbst verstehe von der Kunst nicht viel,  
Doch sah ich dort ein Blatt, das mir gefiel,  
Grosartig grade nicht, nicht voller Zauber,  
Ein englisch Kupfer, elegant und sauber,  
Mädchen und Bub' mit artigem Gesichte,  
Darunter stand gedruckt „Alte Geschichte“, —  
Alte Geschichte, deren Sinn und Kern  
Dies lehret: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“  
Wer daraus seine Lebensweisheit schöpft,  
Der freit nicht alt, und wird auch nicht geköpft.“

„O“, rief die Muse, „ja in diesem Lichte  
Kenn' ich sie allerdings, die alte G'schichte;  
Hier ist sie.“ —

„Ja, das ist sie, meiner Treu':  
Alte Geschichte und doch nagelneu.“

(6. Bild.)

„Eins mufs ich sagen,“ sprach der Gott der Diebe,  
„Ihr Künste leidet nicht an Eigenliebe.  
So manches Bild habt ihr mir schon entrollt,  
Und keins noch, das euch selber Huldigung zollt.  
Verherrlicht euch doch selbst ein wenig auch;  
Auf Erden ist das bei den Künstlern Brauch.“

„Ja,“ sprach der Musen eine, „ja auf Erden, . . .  
Doch wie du willst, dir kann geholfen werden.  
Du, Gott der Diebe, sollst bewundernd sehn  
Die Kunst selbst unter Dieben siegreich stehn.  
Wo schroff der düstre Apennin sich türmt,  
Durch finstre Tännenschlucht der Giefsbach stürmt,  
Die Klippen starren, wunderbarlich gezackt,  
Zitternd und dampfend aus dem Katarakt, —  
Da lehnt ein Mann, — er scheint mit durst'gen Augen  
Der Landschaft wilde Schönheit einzusaugen;  
Versunken in des Anblicks Majestät  
Sieht er den Räuber nicht, der nach ihm späht.

Denn wilder als Geklipp und düstre Grotte  
Haust im Gebirg des Wegelagers Rotte.  
Salvator suchte Schönheit und Natur,  
Der Mensch begegnet' ihm, der Traum zerfuhr.  
Von blut'gen Fäusten wird durch Kluft und Schacht  
Er zu des Hauptmanns Waldversteck gebracht.  
Du meinst, er zittert? meinst, dafs er erleicht?  
In zwei Minuten ist er tot vielleicht.  
Wird er nicht jammern und um Gnade winseln?  
Er sucht nach seinen Kreiden oder Pinseln;  
Er denkt nicht mehr, dafs es dem Leben gilt, —  
Was Leben? hier ist mehr: Stoff für ein Bild!  
Ha, welch ein Vorrat herrlicher Staffagen,  
Bärtiges Lanzenvolk, entlaufene Pagen,  
Gebräunte Hirten, stämm'ge Maultiertreiber,  
Und, Pantermüttern gleich, die wilden Weiber!  
Der Künstler hat sein Blatt zur Hand im Nu;  
Zum Hauptmann setzt er sich und ruft ihm zu:  
„Nur ein Moment, um meinen Stift zu spitzen;  
Ich bin Salvator, und du mußt mir sitzen.“

Und siehe da! schon fügt auf sein Geheifs  
Sich um den Maler der Banditen Kreis;

Der Hauptmann, dem so kecker Sinn behagt,  
Tut lächelnd, was er zu befehlen wagt.  
Der stolze unerbittliche Gesell  
Nimmt seinen Platz als friedliches Modell,  
Und staunend schau'n die Räuber wie das Bild  
So schön und ähnlich aus der Kreide quillt;  
Indefs ein andrer Haufe roh verstockt  
Zum Kartenspiel und Weinkrug niederhockt;  
Da wird gezecht, gezankt gedroht, geschrien,  
Sebst Messer blitzen, — was bekümmert's ihn?  
Er zeichnet still in Lärm und Toben weiter, —  
Im wilden Kampfgewühl die Kunst ist heiter;  
Sie weifs sogar im Graun der Sünd' und Schrecken  
Den Himmelsabglanz: Schönheit! zu entdecken.

(7. Bild.)

Jetzt sprach Merkur: „Ich bin der Gott der Diebe;  
Nun aber, Teuerste, tut mir die Liebe  
Und denkt daran, dafs ich in andrem Sinn  
Zugleich der Gott des Handelsstandes bin.  
Dafs vor der Kunst mein Diebesvolk sich neigt,  
Das hat mir euer letztes Bild gezeigt;  
Doch will ich euch einmal, um abzuwechseln,  
Ein Bild aus meinem eignen Holze drechseln,  
Um euch zu zeigen, dafs die Kunst zur Not  
Auch bei dem Handel gehen kann nach Brot, —  
Ein Bild bei welchem immer, mit Vergunst,  
Der Handel wicht'ger ist als alle Kunst.  
Könnt ihr ein Bild mir machen, saget an,  
Von dem man nie genug bekommen kann?  
Das mehr als aufgewogen mit Golde wird,  
Und über dessen Wert sich niemand irrt?  
Das gleich beliebt bei Frauen ist und Männern,  
Den Laien teuer und geschätzt von Kennern?  
Und das ihr doch, wenn man Kredit euch gönnt,  
So oft ihr's haben wollt, bekommen könnt?

Ein Bild, nur wenig Zoll groß, das man jetzt  
In Bremen mehr als eine Krone schätzt?  
Ein Bild, des Nähe keiner gern vermifst,  
Das zu kopieren aber Sünde ist?“

„Du sprichst in Rätseln,“ sprachen die fünf Musen,  
„Und Neugier regt sich mächtig uns im Busen;  
Wir können, was du sagest, nicht verstehn;  
Lafs uns dein wunderbares Kunstwerk sehn.“

„Hier ist es,“ sprach Merkur, „und wenn ihr wollt,  
Zahlt euch die Bank dafür zehn Taler Gold.“

(8. Bild.)

„Dies ist das Kunstwerk,“ sprach Merkur; „ihr seht,  
Dafs Kunst beim Handel auch nach Brode geht;  
Das Kunstwerk ist's, bei welchem, wie ihr wifst,  
Der Handel wicht'ger als das Kunstwerk ist;  
Das Bild, von welchem, fragt nur jedermann,  
Ein Bremer nie genug bekommen kann;  
Das mehr als aufgewogen mit Golde wird  
Und über dessen Wert sich niemand irrt;  
Das gleich beliebt bei Frauen ist und Männern,  
Den Laien teuer und geschätzt von Kennern,  
Und das ihr doch, wenn man Kredit euch gönnt,  
So oft ihr's haben wollt bekommen könnt;  
Ein Bild nur wenig Zoll groß, das man jetzt  
In Bremen mehr als eine Krone schätzt;  
Ein Bild, des Nähe keiner gern vermifst,  
Das zu kopieren aber Sünde ist;  
Das Bild, für das euch immer, wenn ihr wollt,  
Die Bremer Bank auszahlt zehn Taler Gold.  
Und nun, ihr Musen, lafst uns für die Schwachen  
Auf zehn Minuten eine Pause machen.“

Nach einigen Minuten flucht'ger Ruhe  
Sprang Gott Merkur auf seine Flügelschuhe

Und rief: „Beenden wir nun unser Spiel;  
Wohlauf, ihr Musen, führet mich ans Ziel!  
Beflügelnd lasset uns der Stunde Schleichen,  
Damit wir das gelobte Land erreichen.  
Die halbe Arbeit haben wir getan,  
Doch vor uns liegt noch eine weite Bahn.  
Wie Israel einst aus Ägyptenland,  
Sind wir dem Meer entflohn, — nun kommt der Sand.  
Im Meer ersäuft sind unsrer Spötter Pfeile,  
Nun droht die Wüste noch der Langenweile.  
Lafst uns hindurchziehn in so viel Minuten  
Als Moses Jahre blieb in Wüstengluten.“

Und ernsten Blickes sprach die Poesie:  
„O Freund, dein Gleichnis klingt wie Blasphemie.  
Vergleichst du dieses lust'gen Spieles Tand  
Mit Israels Heerzug aus Ägyptenland?  
Wer hat wohl je so grillenhaft verglichen,  
Fast wie Erhabnes mit dem Lächerlichen?  
Hast du denn nie die große Mär vernommen?  
Der Heiden Untergang, den Sieg der Frommen?  
Wie Gottes Knecht auszog mit Gottes Volke,  
Geleitet von Jehovahs Feuerwolke?  
Und hinterdrein mit Rossen und mit Wagen  
Zog Pharaon, die Flücht'gen zu erjagen.  
Israel, zitternd, schrie am Meeresstrand:  
„Waren nicht Gräber in Ägyptenland?  
Was führtest du, o Moses, uns von hinnen,  
Um Gräber in der Wüste zu gewinnen?“  
Doch Moses sprach zum Volk: „Fürchte dich nicht!  
Mit dir ist Gott, vor dessen Angesicht  
Die Heere Pharaos verschwinden werden,  
Dafs ihre Stätte nicht mehr ist auf Erden.“  
Moses erhob den Stab, und es verliefen  
Die Wasser, trocken lagen da die Tiefen;

Zur Rechten und zur Linken, eine Burg,  
Stand fest die Flut, und Israel zog hindurch;  
Und ihnen folgte mitten in das Meer  
Mit Rofs und Wagen der Ägypter Heer.  
Da wieder reckte Moses seinen Stab,  
Und Pharaos Macht versank ins feuchte Grab.  
Da sangen Moses und das Volk des Herrn:  
„Gott ist barmherzig! ihm lobsing' ich gern!  
Ins Meer gestürzt hat er Rofs und Wagen;  
Sein starker Arm hat Pharao erschlagen.“ —  
Und siehe, aus den Zelten trat hervor  
Der Weiber und der Jungfrau schöner Chor,  
Mit Harfen, Zimbeln und der Pauken Schall,  
Zur Siegesfeier nach der Heiden Fall.  
Und wie am blauen Himmelszelte fern  
Vor allen Sternen geht der Morgenstern,  
So triumphierend unter allen Frauen  
War Mirjam, die Prophetin, anzuschauen,  
Die Schwester Aarons, — eine Pauke klang  
In ihrer Hand, und ihre Lippe sang:  
„Der Herr hat eine große Tat getan!  
Ins Schilfmeer niederwarf er Rofs und Mann!  
Die See bedeckte seines Namens Hasser;  
Wie Blei versanken sie im mächt'gen Wasser;  
Lobsinget ihm, ihr Töchter Israels!  
Der Herr ist unser Hort und starker Fels.“

(9. Bild.)

Gebändigt von den heiligen Akkorden,  
War selbst Merkur ein wenig ernst geworden;  
Von den Akkorden, die vom schilf'gen Meer  
Durch die Jahrtausende ertönt so hehr.  
Inzwischen dauert solch ein frommer Hang  
Bei einem Heidengotte nicht sehr lang,  
Zumal bei diesem, der nicht nur kein Christ  
Sondern zugleich von Art quecksilbern ist.

So hob er an: „Ich will es nicht bestreiten,  
Der höh're Stil gefällt auch mir zu Zeiten;  
Die Töchter Judas, festlich aufgeschmückt,  
Mirjam und alles das, hat mich entzückt;  
Des Psalmes triumphierend Siegsgetön,  
Pauken und Zimbeln, war gewifs recht schön;  
Indessen, wenn man noch so viel Respekt hat,  
Doch sag' ich: *variatio delectat*.  
Abwechslung steigert durch Kontrast des Glanzes;  
Wir brauchen kein zusammenhangend Ganzes;  
Ein andres Bild! — ganz anders lafst es sein, —  
Ein Genrebild, — fällt euch nicht etwas ein?“

Und eh' er noch den Wunsch geäußert hat,  
War schon geschehen, was er sich erbat, —  
Ja mehr als das: diesmal gewahrt' er bald  
Dasselbe Bild in doppelter Gestalt.  
Ein leichtes Bild, — scheinbar verspricht's nicht viel,  
Doch liegt oft tiefer Sinn in leichtem Spiel.  
Nur eine Flusfahrt war's, was man ihm gab,  
Ein Paar zu Schiff, — stromauf erst, dann stromab.  
Zuerst stromauf; — die Liebe sitzt im Boot,  
Doch hat die Liebe ihre liebe Not,  
Wie's ihre Art ist, — und es kommt daher,  
In allen Dingen ist der Anfang schwer.  
Erst Mühsal, Mißverständnis, finstren Mut,  
Doch schadet's nicht, ist nur das Ende gut;  
Dann geht die Fahrt auf glatten Wellen munter  
Zehnmal so leicht denselben Strom hinunter;  
Stark trägt der Fluß die Glücklichen, die Sichern,  
Die Wogen lächeln und die Blumen kichern, —  
Stromab, stromab, im lust'gen Sonnenlicht  
Hinschwebt der Nachen, und sie merken's nicht.  
Doch alles nach der Reih'! — des Flusses Lauf  
Ist feindlich erst: — den Anfang macht Stromauf.

Und wer nur auf das Warten sich versteht,  
Der wird gleich sehen, wie stromab es geht.  
Es währt nicht lange; oft im Handumdrehn  
Ist die Verwandlung zauberhaft geschahn.

(10. und 11. Bild.)

Den Strom hinab! so fährt sich's leicht und gut,  
Wenn treues Herz an treuem Herzen ruht;  
Wenn fester Sinn das Steuerruder leitet  
Und in gemelsner Bahn das Schiffein gleitet.  
Gefährlich aber wird die lust'ge Fahrt,  
Wo mit der Jugend sich der Leichtsinn paart,  
Der holde Leichtsinn, der so süß berücht,  
Ein morsches Schiff mit bunten Wimpeln schmückt,  
Mit Zitherschall den Strom hinunter treibt,  
Bis er hinabsinkt oder stecken bleibt.  
Und doch, wer kann der Lockung widerstehn?  
Er ist so schön und lustig anzusehn;  
Die Wimpel wehn so farbenreich und frisch,  
Der Zitherschall tönt so verführerisch.  
Kennt ihr es nicht, das alte dunkle Lied  
Von jenem Zaubrer, der die Welt durchzieht,  
Bei dessen Lautenschlag die Lämmer hüpfen,  
Die klugen Ratten in die Falle schlüpfen,  
Bei dessen Sang die junge Mädchenwelt  
Ein wunderbarer Wandertrieb befällt?  
Lautend und singend steht am Brunnen er,  
Lauschend und stumm die Mädchen um ihn her;  
Berauschend fällt, wie Duft von Nelkenflor,  
Des Tones Lockung in ihr arglos Ohr.  
Er wandert fort, — sie müssen alle mit,  
Die Zither klingt, — sie folgen Schritt auf Schritt,  
Durch Feld und Flur, mit traumbefangnem Sinn,  
Sie folgen ihm, und niemand weiß wohin.  
Fragt man die Leut', antworten sie beklommen:  
„Der Rattenfänger hat sie mitgenommen.“

Der Rattenfänger, dessen altes Lied  
Noch immer lockend durch die Lande zieht,  
Dieselbe Weise und derselbe Text,  
Der jeden, welcher sich nicht wahr, behext.

Der Frühling blüht, die Woge fließet,  
Die Wolken ziehen hoch im Raum,  
Die Wiese rot von Blumen spriesset,  
Der Vogel singt im grünen Baum.  
Was singt er wohl? — „Genießst, genießet  
Der Jugend süßen Wundertraum!“

So klang sein Lied. Nun zeig dich selber, Sänger!  
Nun sing es selbst, berühmter Rattenfänger.

(12. Bild.)

Man muß gestehen, daß solch' ein Lautist  
Zwar angenehm, doch nicht sehr nützlich ist,  
Und lieber sieht das brave Volk von Bremen  
Vereint das Nützliche mit dem Angenehmen.  
Man liebt die Künste, doch man wünscht von ihnen,  
Sie sollen irgend einem Zwecke dienen.  
Und wenn er's auch nicht sagt, ein jeder sah'  
Am liebsten doch sein eigenes Porträt.  
Warum auch nicht? Wird es nicht gut bezahlt?  
Hat nicht van Dyck dereinst Porträts gemalt?  
Und sind nicht Leute, die man sonst vergessen,  
Unsterblich, bloß weil sie van Dyck gesessen?  
Prangt ewig auf der eignen Leinwand nicht  
Rafaels rafaelisches Gesicht?  
Blüht immer jung nicht trotz des Zeitzahns  
Lavinia, die Tochter Tizians?  
Soll unsre Sammlung recht vollkommen sein,  
So müssen auch ein Paar Porträts hinein,  
Versteht sich, von den besten, die es gibt,  
Solche Porträts, die, wer sie sieht, auch liebt.

Zur linken strahle Rafaels heitre Braue;  
Van Dyck zur Rechten kühl hernieder schaue,  
Und zwischen beiden soll, wie einst im Leben,  
Die Tochter Tizians ihren Fruchtkorb heben.

(13.—15. Bild.)

Wünscht jemand solch ein Bild an seiner Wand,  
So zeugt der Wunsch ganz sicher von Verstand;  
Doch ist er andererseits auch nicht recht klug,  
Denn niemand ist zum Ankauf reich genug.  
Nur Eins vielleicht, das wäre zu bekommen,  
Das Bildniss, das van Dyck von sich genommen.  
Doch würd' auch sein Preis sich so hoch belaufen,  
Man könnt' es höchstens zur Verlosung kaufen.

Indes enteilt die Zeit, der Sand verrinnt,  
Bald wird sich's zeigen ob Merkur gewinnt;  
Doch ziemt sich's wohl, eh' unsre Sitzung endet  
Und Israel sich zu seinen Hütten wendet,  
Dafs wir auch von den alten Abenteuern  
Der Ritterzeiten uns ein Bild erneuern.  
Die Ritterzeit der Fehden und der Minne,  
Noch einmal weh' ihr Banner von der Zinne!

Folgt, ruft die Muse, folgt mir zu der Stadt,  
Welche das Grab des Auferstand'nen hat,  
Die Gottfried von Bouillon dem Feind entrungen,  
Und welche Tasso's hohes Lied besungen.

Beendet ist der Kampf, — auf Zions Wällen  
Weht Christi Kreuzpanier im Windesschwellen;  
Fernab nur noch im offenen Felde morden  
Der Franken Schwerter flieh'nde Feindeshorden,  
Gleichwie nach dem Gewitter einzeln wohl  
Fern noch der Donner nachdröhnt dumpf und hohl.  
In solch versprengtem Kampf ist, fern vom Heere,  
Tancred dem Feind gefolgt mit durst'gem Speere;

Er, der in Gottfrieds rotbekreuzter Schar  
Das ist, was Ajax einst vor Troja war:  
Der erste, wenn Rinald nicht kämpfen wollte,  
Wie Ajax, wenn Achill im Zelte grollte.  
Der Heiden Held, der schreckliche Argant,  
Der goldgeschiente, mächtige Gigant,  
Ist lebend aus Jerusalem entkommen  
Und hat des Lorbeers Hälfte mitgenommen.  
Nichts ist getan, so lang Argant noch lebt,  
Sein Haupt der Preis, nach welchem Tancred strebt.

Und nun auf abgeschiedner Waldeswiese  
Begegnen sich der Ritter und der Riese,  
Doch Tasso selber hat es kaum vermocht  
Den Kampf, den dieses Paar verzweifelt focht  
Zu schildern: vor dem Donnerhall der Klingen  
Scheint die Natur ein Grausen zu durchdringen.  
Argant ist stärker, Tancred vielgewandt;  
Am Ende siegt die Kunst, — hin kracht Argant,  
Und mit dem Blutstrom aus zerhauner Kehle  
Entflieht zur Hölle seine schwarze Seele.  
Nicht ungerochen wird er hingestreckt;  
Von Beulen ist des Gegners Wehr bedeckt,  
Und durch der Rüstung Fugen warm und schnell  
Aus mancher Wunde tropft des Lebens Quell.

Ermattet von dem ungeheuren Kampf  
Sinkt Tancred auf das Gras in starrem Krampf;  
Frösteln des Todes rinnt durch seine Glieder,  
Finstere Nacht schließt ihm die Augenlider.  
So mordet wohl das schlanke Tigertier  
Nach langem Kampf den mächt'gen Büffelstier,  
Und sinkt doch selbst, vom furchtbar'n Horn zerrissen,  
Tot auf das Opfer, das er totgebissen;  
Verwundet finden Jäger Stier und Tiger  
Und fragen, wer Besiegter sei und Sieger.

Indessen so die beiden Helden stritten,  
Kam durch den Wald Erminia geritten.  
Geflüchtet vor Armidens Zauberlisten,  
Führte Vafrin sie zu dem Heer der Christen, —  
Sie selber Asiens Kind, doch heimlich kehrte  
Ihr Herz sich zu dem Gott, den Tancred ehrte:  
Ihn liebte sie, seit sie zum erstenmal  
Ihn schaute, blutbefleckt in blankem Stahl.  
In ihres Vaters Schloß, im Schlachtensturm,  
Als vor ihm nieder stürzte Wall und Turm,  
Sah sie zuerst das hohe Heldenbild,  
Wie einen Cherub, schrecklich aber mild,  
Die mächt'ge Hand, noch eben siegreich würgend,  
Nun den Besiegten Gut und Blut verbürgend, —  
Sah ihn und liebte ihn; doch nie gestand  
Die zücht'ge Lippe, was ihr Herz empfand.  
Wohl aber jetzt, da sie zu Christi Rittern  
Sich flüchtet, mag ihr Herz von Hoffnung zittern,  
Hoffnung, die kaum sie noch sich selbst bekennt,  
Die nur auf ihrer Wang' errötend brennt.

So, still mit dem Gefährten ihrer Flucht  
Reitet Erminia durch die wald'ge Schlucht.  
Und plötzlich sieht Vafrin, dem Weg zur Seite,  
Die eine Leiche erst, und dann die zweite.  
Mit gold'nem Harnisch liegt die ein' im Sand,  
Die andre deckt ein fränkisch Kriegsgewand,  
Und hingesprengt zur Stätte wo sie lagen,  
Schreit er entsetzt: „Tancred liegt hier erschlagen!“

Erminia fliegt herzu, sie fliegt vom Pferde,  
Es stockt ihr Herz, — sie stürzt sich auf die Erde, —  
Und alle Liebe, die ihr Herz verschlossen,  
Die nur verborgne Tränen sonst vergossen,  
Brach mächtig vor, nicht mehr von Furcht beengt,  
Gewaltig wie der Strom die Dämme sprengt.

Um seinen Hals schlingt zitternd sie die Arme,  
Ihr Auge fleht empor in wildem Harme,  
Als woll' es Gott ausfordern ihm das Leben,  
Oder ihr selbst mit ihm den Tod zu geben.  
Gott aber sieht erbarmend auf sie nieder;  
Denn Tancred lebt, — er seufzt und atmet wieder.

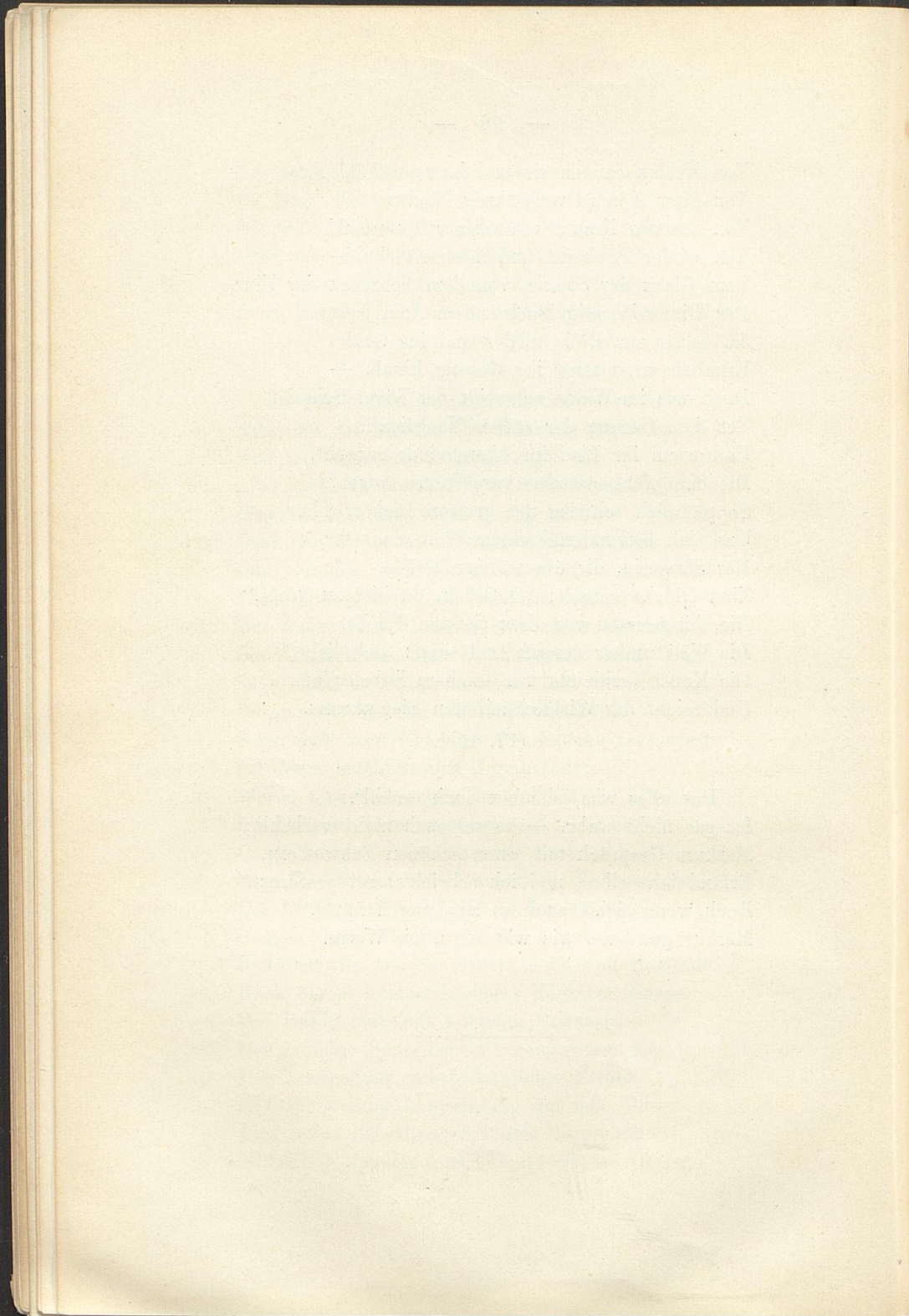
(16. Bild.)

In dieses Bildes Anschau tief versunken,  
Safs nun die Poesie, von Rührung trunken,  
Und mit ergriffner Stimme sagte sie:  
„Ja, noch ein Größres gibt's als Poesie,  
Einer Begeistrung höherer Ergufs,  
Dem alle Kunst den Lorbeer reichen muß  
Und welchen unser Glanz wohl dann und wann  
Verherrlichen, doch nie erreichen kann, —  
Des Weibes Liebe! wenn ein Schicksalsschlag  
Sie plötzlich aus dem Dunkel treibt zum Tag,  
Sei's, dafs im Sturm des Unglücks sie ein Held  
Emporsteht und ihr Schleier niederfällt,  
Sei's, dafs vom Übermafs des Glücks verschönt  
Ihr Auge leuchtet, ihre Lippe tönt;  
Wenn, hingerissen von dem mächt'gen Triebe,  
Ihr Hymnus triumphierend sagt: Ich liebe!  
O nie vergess' ichs, was ich einst erblickt:  
Zum Wettkampf waren durch die Welt beschickt  
Die Dichter all', und all' in hehrem Kreis  
Sangen ihr Lied nun um des Kranzes Preis;  
Bekränzt die meisten schon, doch voll Begierde  
Nach dieses letzten Lorbeers höchster Zierde.  
Der Bärde kam mit goldnem Saitenspiel,  
Der kund'ge Schreiber mit gewandtem Kiel,  
Der Troubadour mit liederreicher Zither,  
Mit Sporn- und Lautenklang der edle Ritter,  
Und selbst der Hirte von den Bergeshöh'n  
Mischt' in den Harfenschall des Rohrs Getön.

Von Helden sangen sie und blut'ger Schlacht,  
Von alter Könige versunkner Macht,  
Von schöner Frau'n verstohlner Minnehuld,  
Von wilder Rachedat und finstrer Schuld,  
Vom Glanz der Sterne, von dem Schmuck der Flur,  
Des Himmels ewig leuchtendem Azur,  
Ja, selbst zur Hölle nieder und ins Grab  
Erhaben ernst stieg ihr Gesang hinab. —  
Doch wie im Walde schweigt der Vögel Schall  
Vor dem Gesang der süßen Nachtigall,  
Und wenn ihr Lied im Abendwinde rauscht,  
Die Schöpfung atemlos vor Wonne lauscht,  
So plötzlich schwieg der großen Dichter Chor  
Und lieb bewundernd einem Weib das Ohr,  
Der Sängerin, die überwältigt bloß  
Zum Glücke sprach: „O Glück, du bist zu groß!“  
Die, hingerissen von dem tiefsten Triebe,  
Die Welt umher vergafs und sang: „Ich liebe!“  
Die Kunst verbleicht vor solchem Lebensglanz  
Und reicht der Wirklichkeit den Siegeskranz.

(17. Bild.)

Das alles was ich eben euch erzählt,  
Ist gar nicht wahr, — es sei euch nicht verhehlt;  
Merkurs Gespräch mit jenen schönen Schwestern,  
Erfand ich selber, und ich schrieb's erst gestern;  
Doch wenn sich's auch so zugetragen hätte,  
Merkur gewönne, wie wir seh'n, die Wette.



## Fr. Pletzer:

### Kleinkindertag.

Zum 28. Dezember 1861.

Der 28. Dezember bildet den Schluß der schönen Weihnachtszeit, und da dieses Fest ein echtes deutsches Familienfest ist, so muß es auch von unserer hier versammelten großen Familie, bei der ich Vaterstelle vertrete, begangen werden. Ich darf es aber nicht unterlassen, euch auf die Entstehung und Bedeutung des Tages hinzuweisen, damit ihr das rechte Verständnis und die rechte Freude habet. Das wird nicht leicht sein, denn ich rede zu einer sehr gemischten Versammlung; es wäre ein Fehlgriff, wollte ich mich an den Grad von wissenschaftlicher Bildung, den man als den durchschnittlichen bei euch voraussetzen möchte, wenden. Denn abgesehen davon, daß keiner von euch verpflichtet ist, Bildung zu besitzen und zu zeigen, und mancher sich ohne diese Gabe von zweifelhaftem Werte ganz anständig behilft, wäre es nach den Anstrengungen und Genüssen der letzten Tage unklug, irgend eine geistige Anstrengung von euch zu verlangen. Ich wende mich daher, weil es sich um den Kindertag handelt, nicht an eure Geister, sondern lediglich an eure einfältigen Gemüter und bin gewiß, die rechte Adresse gefunden zu haben.

Macht es euch aber nicht zu leicht, indem ihr denkt, der Kindertag sei das Vorbild jener noch jetzt gebräuchlichen Kindertage, die euch mit ihren Kalbsbraten und Schinken glänzend vor der Seele stehen, jener Abende also, an welchen sich alles, was die Familie an geistiger und körperlicher Schönheit und Bildung besitzt, um das Oberhaupt vereinigt. Der Begriff des Kindertages ist vielmehr noch tiefer zu fassen. Es ist der Tag der unschuldigen Kindlein und hat seinen

Ursprung eigentlich genommen von dem bethlehemitischen Kindermorde des Herodes. Ihr seht, diese Auffassung ist weniger greifbar als die vom Kalbsbraten, aber sie wird euch doch zugänglich sein. Denn da man stets ein scharfes Auge hat für das, was man selbst nicht mehr besitzt, so werdet ihr euch die Unschuld ganz gut vorstellen können; und wenn ich auch weit entfernt bin, eure Phantasie durch die Erinnerung an den bethlehemitischen Kindermord aufregen zu wollen, so sind euch doch Blutvergießen und Menschenopfer geläufige Dinge. Denn ihr habt einst in der Stunde schwerer Gefahr dem Vaterlande Gut und Blut mit edler Selbstverleugnung in feierlichem Gelöbniß schwarz auf weiß dargeboten; und wenn zwar auch das Vaterland sich damals noch nicht in der Lage befand, diese eure freiwillige Gabe einzukassieren, so hat es doch eure Schuldverschreibung in der Hand, und ihr werdet jederzeit bereit sein, sie einzulösen. Da ihr euer eigen Blut so bereitwillig vergießet, so werdet ihr ohne Schaudern vom Blutvergießen hören können.

Forschen wir nun aber nach der Entstehung jener Benennung, nach den unschuldigen Kindlein, so erhalten wir von vielen Seiten her Antwort, besonders aus Böhmen. Ihr wisset, Böhmen ist das Land der alten Gebräuche und der jungen Harfenistinnen. Es mischt sich dort viel Heidnisches und Christliches wie in allen Bräuchen, und ihr werdet euch vor dieser Mischung nicht fürchten, denn leider sind unter euch viele böse Christen, und an einem heidenmäßigen Lärm unten in der großen Kinderstube sind wir bereits gewöhnt. Doch müssen wir vorsichtig sein, daß wir nicht zu viel von diesen sonst löblichen Bräuchen auf unsere Verhältnisse übertragen. Wir werden sorgfältig sondern müssen und nur das für uns Passende herausnehmen. Also wollen wir alles prüfen und das beste behalten.

In Böhmen wie auch in Thüringen zieht im Feste die Göttin Perchta umher, forschet nach artigen Kindern, bringt den guten Obst, schneidet dagegen den unfolgsamen den Bauch auf und stopft ihnen statt der Eingeweide Stroh hinein. Das

paßt nicht für uns; denn in den jüngsten Tagen habt ihr so viel gegessen, daß ihr bereits am verdorbenen Magen leidet, und gegen jene fatale Sektion könntet ihr einwenden, ihr hättet schon so viel Stroh im Kopfe, daß eine Ansammlung davon an einer anderen Stelle sich nicht empfehle.

Im Erzgebirge setzen sich alle guten Kinder zusammen, arbeiten Tag und Nacht, verkaufen, was sie fertig gebracht haben, und bezahlen davon die Kosten des Festes. Das paßt wieder nicht, denn von euch arbeiten die meisten kaum bei Tage, und mit der Bezahlung der Kosten stände es gewiß schlimm. Da niemand sie würde berichtigen wollen, so müßte ich sie, wie das auch schon anderswo bei großen und kostspieligen Festen vorgekommen ist, auf meine Privatschatulle nehmen.

Am Fichtelgebirge laufen am 28. Dezember die unschuldigen Kindlein mit Ruten umher und schlagen die ihnen begegnenden Erwachsenen, wofür sie gar noch eine Gabe erhalten, während an anderen Orten die Kinder von den Eltern gefragt werden, wie viele unschuldige Kinder es gebe, und Schläge bekommen, wenn sie das nicht sagen können. Auch das ist hier nicht auszuführen, das erste nicht wegen unserer jetzigen reformierten Polizei, das zweite nicht, weil unter euch unschuldige Kindlein überhaupt gar nicht aufzufinden sind.

Da ich mich nun also mit der Göttin Perchta wegen ihrer etwas zweideutigen und vor dem Zivilstandsbureau nicht stichhaltigen Herkunft nicht einlassen darf, auf eure Arbeitslust und Unschuld aber durchaus nicht zu rechnen ist, so habe ich mich, auf eure aktive Teilnahme an dem Feste völlig verzichtend, nach einer anderen Unterstützung umgesehen, durch welche ich eine angemessene und würdige Feier des Kinder-tages zustande zu bringen hoffe. Ihr seid bei dem Bestehen dieser Firma einzig und allein auf die Tätigkeit des Leidens, nicht die des Handelns angewiesen; sollte eine Züchtigung einzelner Kindlein notwendig sein, so werden lediglich geistige, nicht körperliche Geißeln zur Anwendung kommen; die Firma aber wird nur bis zur Abwicklung des Geschäftes, für welches sie

begründet wurde, aufrecht erhalten werden, keinerlei juristische Verantwortlichkeit übernehmen und nur noch für die Liquidation fortbestehen.

Mein heutiger Associé ist der Knecht Ruprecht. Diese Persönlichkeit ist euch nicht ganz unbekannt, aber sein Bild steht doch nicht lebendig und greifbar vor eurer Seele. Natürlich, denn wer er eigentlich sei und was er treibe, darüber gibt es die verschiedensten Angaben. Da ihr von Kindesbeinen an ein angeborenes Interesse für Familienverhältnisse und deren anmutige Verschlingungen habt, auch niemand hier eingeführt werden darf, der sich nicht vollständig ausweisen kann, so müssen wir uns den Knecht Ruprecht näher ansehen, bevor derselbe erscheint. Er ist nun nach Berichten aus sonst stets wohl unterrichteter Quelle von ganz angesehener Familie und respektabler Abkunft. Er war ursprünglich ein geistlicher Herr, recht gut situiert, wie das denn so der Fall zu sein pflegt, hiefs Brodbert, Robert oder Rupertus und hielt sich am liebsten in der weinreichen Gegend des Rheins, vorzüglich in Worms auf, wo man Liebfrauenmilch geniesst, machte dann große Reisen nach Bayern, wo Menschen und Stoffe auch nicht zu verachten sind, und hatte einige Zeit hindurch eine Anstellung in Salzburg. Nachdem die Kirche ihn seiner Verdienste wegen zum Ehrenmitgliede gemacht, wurde er pensioniert und scheint lange mit Nichtstun anmutig beschäftigt gewesen zu sein, denn die *vita Sancti Ruperti* hat eine große Lücke, und sein Kirchenlicht muß einige Zeit im Dunkeln geleuchtet haben. Als wir ihn wiederfinden, sind Gestalt, Umgebung, Verhältnisse sehr verändert. Der einfache, schlichte Mann erscheint nicht mehr in den früheren festen Umrissen; er hat auf weiten Wanderungen Menschen und Länder kennen gelernt und sich die Kunst angeeignet, in den verschiedensten Gestalten aufzutreten. Bald erscheint er als königlicher Schimmelreiter, ruhmglänzend und strahlend, während das Volk den Reiter und das weiße Ross durch Festlichkeiten feiern. Neben ihm seine Gemahlin, die schöne und nicht minder strahlende Berchta, deren Ehe aber von der Kirche als *Mesalliance* betrachtet wird. Ob nun diese

Art der Erscheinung dem Ruprecht durch die Polizei' die eigene Gattin, mit der schwer umzugehen, oder durch Übersättigung lästig geworden, — man weiß es nicht, genug, er erscheint viel häufiger in Knechtsgestalt in Rock und Pelz, mit der Rute statt des Schwertes in der Hand, als Diener und Knecht des heiligen Nikolaus, den ihr in eurer kindlichen Weise Sunner Klaus nennt und am 6. dieses Monats zuletzt gesehen habt. Seine Frau Berchta lebt jetzt getrennt von ihm und hat ein eigenes Geschäft in Leinenzeug angefangen, wie das in ähnlichen Fällen ja das Gewöhnliche ist. Sie ist nun als mütterliche Göttin voll Sorge um das Haus, sieht nach der Wirtschaft, nach dem Leinenzeug, lobt die fleißigen, straft die faulen Frauen und Jungfrauen, sieht zu, ob sie im Kochen und in weiblichen Handarbeiten bewandert sind. So wandern Ruprecht, Berchta und Nikolaus um die Zeit der Winter Sonnenwende umher durch Stadt und Land, sehen nach, ob Keller und Scheunen gefüllt, die Menschen nüchtern und gut sind. Um keine unangenehmen Auftritte zu veranlassen, habe ich mir von unserm Freunde Ruprecht versprechen lassen, er wolle bei euch sich heute um die Nüchternheit nicht bekümmern. Aufser jenen drei Gestalten begegnen wir um dieselbe Zeit noch manchen anderen, dem Aschenklas, dem Bullerklas, dem Pelzmärten, die sämtlich ganz nahe Verwandte sind. Sie haben allerlei Vorboten und Gefolge, zeigen sich zuerst im November, haben die angestrengteste Geschäftszeit in den Feiertagen als dem höchsten Familienfeste, tummeln sich mit den springenden, schreienden und peitschenknallenden Buben umher und tun sich endlich mit den drei Königen zusammen, welche am 6. Januar, wie ihr wißt, ihren heiligen Tag haben. Hinterher kommt dann die Zeit der Fasten, welche aber bei den meisten von euch nie recht beliebt gewesen ist, und über die wir uns daher nicht näher auszusprechen brauchen.

Der Knecht Ruprecht bedeutet nun ferner aber auch die Herrlichkeit und Pracht des Winters, und da dieser uns heuer so schlecht behandelt und uns noch nichts von seiner Schön-

heit gezeigt hat, so wollen wir ihn uns in der Gestalt seines liebsten Gesellen herzaubern. Er soll denn unter euch tun, was seines Amtes ist. Wenn ich allerdings wohl glaube, daß er die Rute bei den unartigen Kindern heute nicht anwendet, so weiß ich gewiß, daß er reizende Geschenke und Sprüche für die artigen hat. Ihr werdet euch also in der angenehmsten Spannung und Aufregung befinden. Diejenigen, welche er auszuzeichnen hat, werden von ihm vorgerufen werden und mögen mit holder und verschämter Miene hier erscheinen. Die anderen ermahne ich, nicht neidisch zu sein, vielmehr sich als Kinder mit den Kindern zu freuen.

### Knecht Ruprecht

(erscheint in Donner, Blitz und Schneegestöber).

Potz Blitz, da hat unser Regisseur  
Mich mörderlich schwitzen machen.  
Wie leicht passieret mir ein Malheur  
Mit all meinen Siebensachen!  
Für diesmal ging es noch leidlich her,  
Dank sei's unserm Maschinisten;  
Im übrigen paßt solcher Lärm sich mehr  
Für Heiden und Türken als Christen.  
Nun ist's genug mit dem Schwindel! Hört auf!  
Spart den Schnee, den Donner, die Blitze  
Und laßt der Natur den geregelten Lauf,  
Schont eure Kulissenwitze!  
Seid unbesorgt, liebe Kinder, glaubt mir,  
Es soll euch nichts Böses geschehen;  
Gleich werden ringsum im ganzen Revier  
Nur friedliche Lüfte wehen.  
Meine Verse, ihr merkt's, sind grad' so gehetzt  
Wie ich selbst, und ich denk', an der Zeit ist es jetzt,  
Mit flüchtigen Versen zu brechen,  
In Ruperti'schen Jamben zu sprechen.

Zum erstenmal erschein' ich heut' vor euch  
Leibhaftig, wie ich bin. Bisher habt ihr  
Im Bild mich nur geschaut, von mir geträumt,  
Nun seht ihr mich höchstselbst vor euch erscheinen.  
Ihr wist, zu Weihnacht hab' ich viel zu tun,  
Zu strafen, zu belohnen, — wie es kommt —;  
Schon glaubt' ich, das Geschäft sei abgemacht,  
Ich könnte wieder meiner Ruhe pflegen,  
Da falschte man von Vorstands wegen mich  
Und hiefs mich die Bescherung hier besorgen.  
Was wollt' ich machen! 's ist mein Metier,  
Und da viel Gutes ich von euch vernommen,  
So blieb ich da. Seid mir denn schön gegrüßt  
Und laßt uns wohlgemäß zum Werke schreiten.

Papa hat euch schon väterlich ermahnt,  
Es greife jeder in sein eigen Herz  
Und sei nicht neidisch auf die Auserwählten,  
Die heute unser Festessegen trifft.  
Euch aber, die das große Los gezogen,  
Ruf' ich jetzt auf. Erscheinet hier vor mir  
Und nehmet froh aus meiner Hand entgegen,  
Was ihr durch Fleiß und Artigkeit verdient!

Fritz Ruperti.

Höchst selten, lieber Fritz, trägt es sich zu,  
Dafs alle Stimmen sich im Lob vereinen,  
Wie es bei dir der Fall. Kein einz'ger Tadel  
Ward über dich geäußert. Allezeit  
Warst du friedfertig, sittsam und gefällig,  
Liefst nicht davon, wenn's was zu trinken gab,  
Und deine Reden, deine Toaste hatten  
Gerad das rechte Maß von Langerweile,  
Wie sich's für diesen edlen Kreis geziemt.  
Bleib so bescheiden, sei nicht allzu stolz  
Auf deiner Stimme zauberischen Wohlklang,

Denn solche Überhebung wird bestraft.  
Nur eins ist sehr bedenklich: du machst Verse.  
O glaube mir, das tut nicht gut, mein Sohn.  
Viel Zeit und Mühe und noch mehr Papier,  
Die allesamt viel besser zu verwenden,  
Wird so vergeudet. Aber da unheilbar  
Dies Laster, will ich mich es auszurotten  
Nicht erst bemü'h'n. Doch schone deine Nächsten!  
Den wackern Bürger Arnold Diedrich Geisler  
Hast wiederholt du schon ins Pech gebracht.  
Bedenke, Fritz, er ist Familienvater  
Und Altstadtsbürger. Ruinier' ihn nicht.  
Und kannst das Verseemachen du nicht lassen,  
So tu's mit Vorsicht, meide falsche Reime!  
Dies Büchlein handelt von der Kunst des Reimens,  
Nimm's hin und lerne draus des Verses Bau.  
Um die Gedanken gib dir keine Mühe,  
Das Publikum behilft sich gern darum.  
Und grade, weist du, wo Gedanken fehlen,  
Da stellt ein Reim zur rechten Zeit sich ein.

Justin Friedrich Wilhelm Löning.

Schon früh bist du, mein Sohn, ins Kraut geschossen,  
Gar stattlich hat dein Körper sich entwickelt,  
Und wohlgefällig ruht auf ihm mein Blick.  
Doch sonst auch wird dir große Anerkennung  
Allseitig dargebracht. Du liebst die Kunst,  
Und ihren Jüngern warst du stets gewogen.  
Die ganze Stadt dankt dir seit achtzehn Jahren  
Alltäglich aus des Herzens tiefstem Grunde  
Für jenes majestätische Gebäude,  
Das hierzulande man Theater nennt.  
Und mehr noch als die Schönheit seiner Räume  
Lobt die bequemen Sitze alle Welt.  
Wer je im Sperrsitz seinen Körper wiegte  
Und süß behaglich seine Glieder dehnte,

O nie vergifst, wer solches Glück genofs,  
Dafs diesen Sitz du für bequem erklärst.  
O wende deine Kraft mit gleichem Urteil  
Jetzt auch dem Umbau des Theaters zu,  
Und wenn ich gleich der Überzeugung lebe,  
Dafs dich so Geist wie Körper gleich befäh'gen,  
Das Rechte und das Schöne zu ergründen,  
So nimm, damit du ja nicht dich versiehst,  
Als Muster diesen idealen Sperrstz.

Hermann Alexander Müller.

Weithin durch unsres Vaterlandes Gaucn  
Kennt man die Schärfe deiner Feder, Freund.  
Wie's allen geht, die fest und unerschrocken  
Verkünden, was sie selbst für richtig halten,  
Bist du noch mehr gefürchtet als geliebt.  
Ein Schrecken ist dein Name allen Künstlern,  
Kein Architekt wagt sich an einen Bau,  
Dafs nicht ein Zittern seinen Geist beschliche  
Vor deines Urteils Unerbittlichkeit.  
Seitdem du vollends mit schnurrbärt'ger Miene  
In photographischer Untrüglichkeit  
Dreinschaust, erbebt man bis ins tiefste Mark.  
Doch sei getrost, das ist der rechte Weg,  
Für einen grossen Kritiker zu gelten.  
Verfolge unverdrossen deinen Pfad,  
Mifs alle Kirchen und Paläste aus  
Nach Länge, Breite, Höhe; niemals, Freund,  
Lafs dich beschwören, dulde falsche Zahlen!  
Ob gotisch, ob romanisch — einerlei,  
Die Zahlen sind es, die uns selig machen.  
Sieh dieses Prachtwerk im gemischten Stil,  
Nimm's hin, mein lieber Sohn, es sei dein eigen,  
Und in den Dioskuren lafs uns lesen,  
Wie gross und breit der Riesenbau gewesen.

George Ludwig Abegg.

Nicht ohne Rührung blick' ich auf dich nieder,  
Bedenk' ich, was du einst mit Stolz gewesen.  
Der Würde, die du sonst bekleidetest,  
Als Senior der Tuchmacher-Sozietät,  
Bist du durch Rat und Bürgerschluss enthoben.  
Das Regiment von Viktor Böhmerts Gnaden,  
Das jetzt bei euch befiehlt, hat dich entthront.  
Kaum fals' ich es, dafs du gesund und stark  
Der Zünfte schwere Krisis überstanden,  
Dafs du nicht abgemagert und entstellt,  
Dafs nicht dein Haar gebleicht von solchem Kummer.  
Doch was du viele Jahre stolz gewesen,  
Sollst du auch ferner sein. Zunftmeister werde  
Der Gilde des Humors, der schlechten Witze.  
Doch nur die guten schlechten Witze, Freund,  
Die zünftigen, lafs hier am Orte gelten.  
Bönhasen jage ohn' Erbarmen fort  
Und geifsle sie, wie's solcher Brut gebührt.  
Flieh Meidinger und Münchener Import,  
Sei, was du sein willst, ganz und ohne Makel!  
Bekleide nach wie vor die andern Menschen  
Und lafs, wie bei dem Ballfest du's getan,  
Untadelhaft die Kleidungsstücke sein.  
Nimm dies Trikot, ein Muster aller Zeiten  
Für Menschenbeine, drin herumzuschreiten.

Peter Johann Willatzen.

Wie mager stellst dagegen du dich dar,  
Mein wackrer Freund! Gleich einer schönen Säule,  
Von der man meint, sie steh' auf schwachen Füfsen.  
Schlank, fast zu schlank bist du gebaut. Man denkt,  
Zu zierlich sei das zarte Beingestell,  
Ein Meisterwerk von allzu kühner Mache.  
Doch gabs bisher noch nichts zu reparieren,

Der Bau ist makellos, ist schön und rein.  
Und jeder Säule höchste Zier, der Knauf,  
Das Kapitäl, wie sieht es stattlich drein,  
Gehoben durch das tadellose Haar,  
Ins Leben schauend mit gerechtem Stolze!  
Und wer bewundert nicht die glatten Verse,  
Die zierlich deinem Dichtermund entströmen,  
Der Uferblumen liebliches Geschlecht,  
Den Zauber der Romanzen und Balladen!  
Fürwahr, an dir ist alles so vollendet,  
So sauber, anmutvoll und elegant,  
Dafs lange ich vergebens drüber sann,  
Was heute dir wohl zu bescheren sei.  
Doch sieh, ein reizend Paar lackierter Stiefel,  
Wie du sie liebst für deinen schönen Fufs,  
Ich fand es aus und reiche dir's von Herzen.  
Doch darfst du Freund, sie nur am Sonntag tragen,  
Dann wirst du manches Mädchenherz erjagen.

Albert Sonnenburg.

Zu Humboldts Füfsen hast du einst gesessen.  
Was Wunder, dafs von seinem grosen Geiste  
In deinen Körper viel ward übertragen!  
Wer sähe nicht dein eminentes Wissen  
Im Reiche der Physik, Astronomie,  
Mathematik, Chemie, Geologie  
Mit Staunen und Bewundrung sich entfalten!  
Als Redner hast du manchmal uns erschüttert,  
Klarheit und Wahrheit war einst nur bei dir,  
Als sich die ganze Stadt den Kopf zerbrach  
Im schönen Völkerfrühling achtundvierzig.  
Noch jetzt bei Tische lauscht entzückt die Menge,  
Wenn deinem Munde Weisheit kühn entströmt.  
Dafs kleine Geister neidisch auf dich blicken,  
Nicht nur natürlich ist's, 's ist ehrenvoll.

Noch im Freimarkt, als Gase mehr als nötig  
In diesem Saale man entwickelte,  
Und öffentlich du ein gewicht'ges Wort  
Vom Gase liefsest in die Zeitung rücken,  
Da hiefs es, falsch sei, was du hingeschrieben.  
Stolz schwiegst du, und mit Recht. Wer öffentlich  
Experimente macht, der muß die Theorie  
Von Gasen doch vom Grund aus recht verstehen.  
Nimm zur Belohnung dieses Schwefelholz,  
Mit dem der grause Unfug ward verübet.  
Da man an Ort und Stelle es gefunden,  
Beweifst es, dafs du uns nichts aufgebunden.

Georg Gröning.

Ein reiches Leben, Freund, liegt hinter dir,  
In Krieg und Frieden hast du dich bewährt,  
Von deinen Reiterthaten weifs die grofse Welt,  
Von friedlichen die Halle zu erzählen.  
Zwei Seelen wohnen zwar in deiner Brust;  
Dich zählet die vertierte Soldateska  
Mit Stolz zu ihrer Schar, jedoch nicht minder  
Schätzt dich als seine Zier der Bürgerstand.  
Dafs der Vorsehung Weisheit dich erkor,  
Als Mitglied der Regierung einzutreten,  
Man kann es nie genugsam dankend preisen.  
Wer ist wie du so ganz und gar geeignet,  
Das Regiment der fünften Sektion  
So würdevoll und doch so mild zu führen!  
Denn allen imponiert die stolze Haltung  
Und alle auch gewinnt das gute Herz.  
Man fürchtet dich, doch lobt man dich noch mehr,  
Man findet, dafs energisch du und sanft  
Zugleich, dafs deine Formen allbezwingend.  
Rasch von Entschluß, bestimmt und fest und klar,  
Und doch so weich und mild, besiegst du alle.  
Wer hörte je ein hartes Wort von dir?

Und Flüche gar, — o pfui — sind dir ein Gräuel.  
So lebst du dir und aller Welt zur Freude.  
O lebe fort, Georg, regiere, herrsche.  
Nur eins fehlt dir bei allen reichen Schätzen,  
Die gern und froh die Welt an dir erblickt.  
Die Fuchsjagd liebst du, wie man mir berichtet,  
Und liegst in Ritterhude oft ihr ob.  
In Scharen kommen deine lieben Freunde  
Zu gleichem Zweck, allein die Füchse fehlen.  
So nimm das Einz'ge, was das Schicksal dir  
Versagt, aus meiner Hand, Rittmeister, an.  
Kam nie der Fuchs bei dir zum Loch heraus,  
So trage stolz den ersten heut' nach Haus.

Johannes Kührtmann.

Buchhändler und Verleger sind bestimmt,  
Geist und Talent in aller Welt zu wecken.  
Propheten sind sie des Genies, sind Ritter  
Von Geist, den schwarz auf weiß sie weit verbreiten.  
Wer so wie du bei Gustav Schünemann  
Einst an der Weisheit Brüsten hat gelegen,  
Der zählet, — auch von solcher Milch entwöhnt —,  
Unleugbar zu den größten der Propheten.  
Kaum kann man ein Gebiet des Wissens nennen,  
Dem du nicht Vorschub schon geleistet hättest.  
Für Kinder hast du einen Strauß von Märchen,  
Die reife Jugend weint um Hannibal,  
Den Gift und unsres Freundes kühne Verse  
Ins Reich der Toten sanft beförderten.  
Die Männer sind für einen „Tag im Gasthof“  
Auf alle Zeiten deine Schuldner worden.  
Jüngst stiegst du gar zum Shakespeare keck hinan,  
Dafs endlich dieser Dichter klar uns werde.  
Und sieh, es wagt ein Mann im fernen Zürich,  
Dafs du ein echter Hamlet, zu bestreiten.

Kein Mensch glaubt hier, daß er im Rechte sei,  
Wir trauen dir die echte Weisheit zu  
Und reichen dir den wohlverdienten Preis.  
Nimm diesen Schlüssel; stolz magst du ihn zeigen.  
Er ist, — selbst Friedrich Vischer wird drauf wetten —,  
Der wahre Schlüssel zu Shakespeare's Sonetten.

Ferdinand Nielsen.

In Vegesack und Bremen hält man dich  
Und deinen Musterreis in hohen Ehren.  
Die Halle zählt zu ihren liebsten Söhnen  
Dich, Ferdinand. In jener tapfern Schar  
Von emsigen und tatbereiten Künstlern,  
Die sich auf bayrisch Bier gründlich verstehn,  
Erblickt man stets dein jugendliches Haupt.  
Doch auch für Altertümer schlägt dein Herz  
Gefühlvoll, du besitzt selbst dergleichen  
Und warest stolz auf deines Hauses Schätze.  
Als jüngst in diesem Saal die Raritäten,  
Die euer Bremen aufzuweisen hat,  
Durch Ehmek und Müller neu zu Tage traten,  
Da rief Entzücken jener alte Schrank,  
Den du geschickt, bei aller Welt hervor.  
Und nun, welch leuchtend Beispiel gabest du,  
Als jener Schrank als unschätzbar Geschenk  
Von dir der Halle wurde dargebracht!  
Lafs mich des Danks froher Verkünder sein  
Und nimm als Gegengabe dies Gefäß,  
Das für noch älter Diedrich Ehmek erklärt.  
Unscheinbar ist sein Äufsres, und an Gröfse  
Sticht sehr es gegen deine Gabe ab.  
Doch es entstammt dem reinsten Dankestriebe,  
Wir schenken wenig, Freund, jedoch mit Liebe.

Georg Friedrich Heye.

So kurz dein Leben war, so hast du doch  
Gar viel von Ländern und von Menschen schon  
Gesehen und besucht. Diesseits und jenseits  
Des großen Bullerwassers bist du wohl  
Bekannt; man lobt dein frisches keckes Wesen.  
Mit Yankees hast du viel verkehrt, doch blieb  
Der gute Kern in dir stets unberührt  
Vom Schmutz, den drüben wir mit Abscheu sehen.  
Für Onkel Tom und seiner Rasse Leiden  
Schlug dein mitleidig Herz. Und als du nun  
Zurückgekehrt aus weiter, weiter Ferne,  
Da hat man gleich den vielerfahr'nen Mann  
Erkannt und für das Wohl des Staats verwendet.  
Von tiefem Eindruck war die Jungferrede,  
Die jüngst du hieltest, und es ward gelobt,  
Dafs du noch deiner deutschen Sprache mächtig.  
Auf deinen Gütern liegst der Jagd du ob,  
Und kühn gestiefelt folgt dir Hermann Albers,  
Durch Wald und Feld das edle Reh verfolgend.  
Dein Glück besteht zwar grösstenteils aus Glas,  
Doch ist es, hoffen wir, minder zerbrechlich.  
Schick's hin in alle Welt, schütze den Handel  
Der teuren Vaterstadt, schütze das Meer!  
Entschlossen wie du bist, und flott und kühn,  
Erscheinst du mir als Hort von Bremens Flotte.  
Nimm hin, was ich für dich vom Stapel liefs:  
Es deutet an der Freiheit Morgenrot,  
Das erste bremische Kanonenboot.

Diedrich Ehmck.

Dem Maulwurf gleich wühlst du in alten Schätzen,  
Und Staub und Moder sind dein Element.  
Auf dem Archiv thronst du mit Allgewalt  
Und steckest tief in der Vergangenheit,  
Um Dummheit und Weisheit der alten Zeiten

Ans Licht zu fördern. Doch zu gleicher Zeit  
Zählt dich der Nationalverein zu seinen  
Kühnen Vorflechtern und leuchtenden Spitzen.  
In Koburg, Heidelberg sah man dich streiten  
Wie hier im Keller, in der Seefahrt Räumen  
Für Freiheit, Recht und für Zentralgewalt,  
Und Preussens Fahne lässest kühn du wehen.  
Oft dachte deiner lobend der Courier  
Und trug durch Deutschland deines Namens Ruhm.  
Die Hohenzollern sind dir wohlgeneigt,  
Doch hüte dich, mein Sohn, vor Welfensprossen.  
Bleib' unbeweibt, und da von Herzensregung  
Bisher die Welt noch nichts bei dir verspürt,  
So widme dich ganz der Vergangenheit,  
Verzichte auf die Gegenwart und Zukunft.  
Mit Freuden stellt dich dieser edle Kreis  
Als Archivar auf Lebenszeit gleich an.  
Du schreibst ein stattliches Urkundenbuch,  
Du registrierst, was an wertvollen Worten  
Gesprochen, was gegessen, was getrunken.  
Nimm für dies Buch den ersten schönen Beitrag  
Von mir als Schatz für alle Zeiten hin.  
's ist Rodewald's erster Finanzbericht.  
Beschreibe ihn, damit in späten Jahren  
Die Menschen sein Gedächtnis noch bewahren.

Thomas Ratjen.

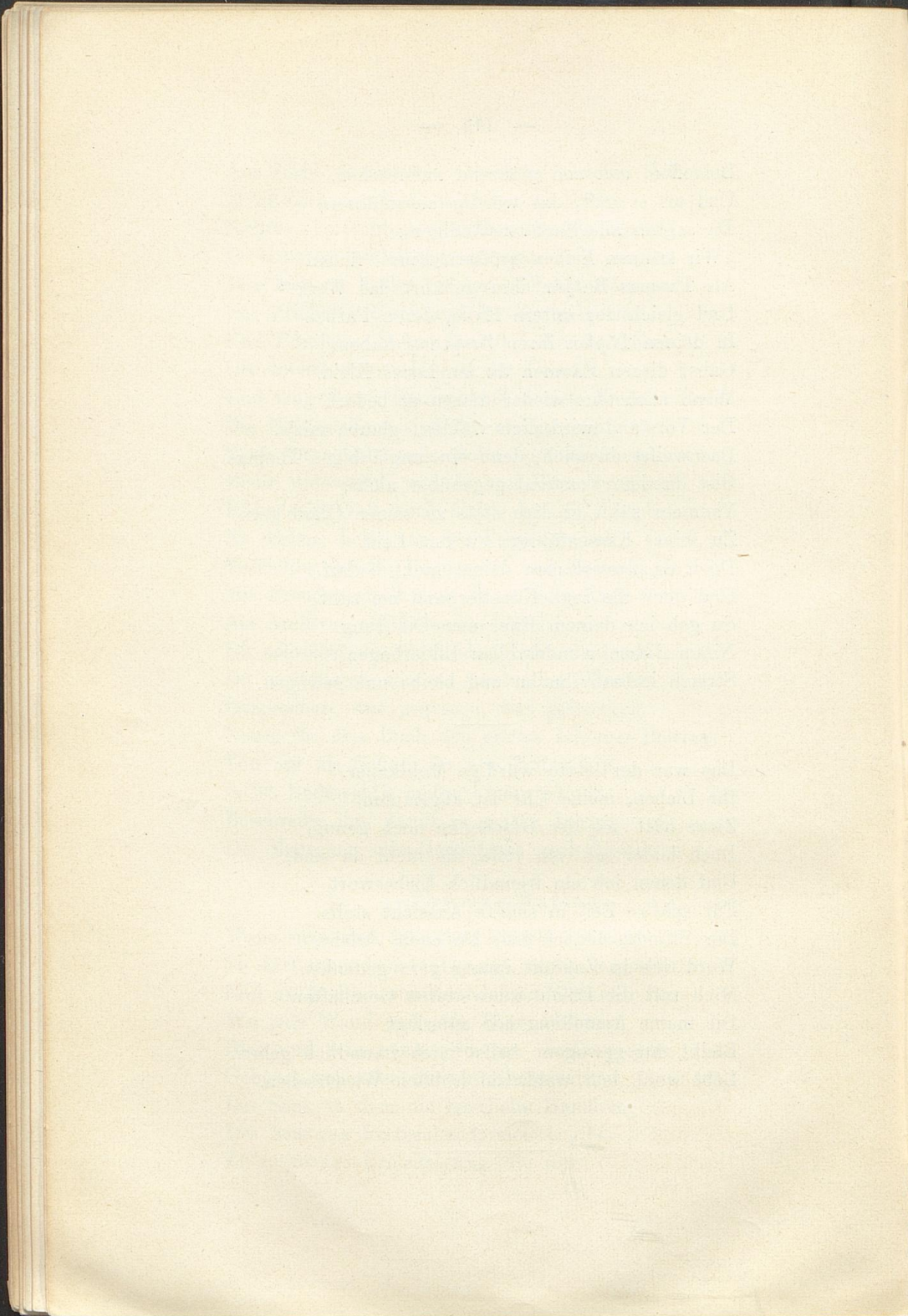
Wenn man von delikaten Pinseln spricht,  
So darf man deiner, Thomas, nicht vergessen.  
Und grade hier inmitten deiner Werke,  
Wo jede Wand und jede Bogenwölbung  
Dich und dein rastlos Streben widerspiegelt,  
Gebührt vor allen dir ein Ehrenplatz.  
Der Saal, in dem die feierliche Handlung  
Des heut'gen Festesabends sich begibt,  
Er sollte aus Erniedrigung, die ihn

Betroffen, neu und glänzend auferstehen.  
Und als es galt, das würdig auszuführen,  
Da sagten alle Sachverständigen :  
„Wir können keinen größern Pinsel finden  
Als Thomas Ratjen, ihm gebührt das Werk.“  
Und gleich der untern Halle, deren Farben  
In deinen Töpfen ihren Ursprung haben,  
Gabst diesen Räumen du ein neues Kleid.  
Wenn nächstens wieder dessen er bedarf,  
Der Vorstand wird dich wählen, glaube mir's.  
Das weißt du auch, denn ein ungläub'ger Thomas  
Bist du dem Vorstand gegenüber nicht,  
Vielmehr zählt er dich stets zu seinen Gläub'gern  
Zu seines Kassenführers ew'gem Leid.  
Doch da vorerst man deiner nicht bedarf,  
Und doch die rege Künstlerhand nie ruht,  
So geb ich deinem Eifer neue Nahrung.  
Nimm diesen wundervollen Bilderbogen,  
Streich hübsch ihn an und bleibe uns gewogen.

---

Das war der letzte würd'ge Mohikaner.  
Ihr Lieben, meine Uhr ist abgelaufen.  
Zwar hätt' ich der Geschenke noch genug,  
Doch leider seh' ich viele, die nicht da sind,  
Und denen ich ein freundlich Liebeswort  
Für spät're Zeit in sich're Aussicht stelle.  
Der Stunde, die ich hier bei euch verlebt,  
Werd' ich in Zukunft immer gern gedenken.  
Mich ruft die Pflicht zu weiteren Geschäften,  
Die meine Anstellung mir auferlegt.  
Bleibt mir gewogen, heißt mich freundlich gehen.  
Lebt wohl, lebt wohl, auf fröhlich Wiedersehen.

---



## Dr. H. A. Schumacher:

Zur Ansgar-Feier. 2. Febr. 1865.

Im Meer der Zeiten rauschet Well' auf Welle,  
Der Sand im Stundenglas rinnt früh und spät,  
Das Heute drängt sich an des Gestern Stelle,  
Und ein Jahrhundert kommt, ein andres geht. —  
Am Platz der Ahnen wirken Epigonen,  
Der früheren Arbeit folgt die neue nach!  
Ja, in der Weltgeschichte Regionen  
Ist wahrlich das Jahrtausend wie ein Tag.

Die Menschheit sah schon viele solcher Tage;  
Schon manch' Jahrhundert in das Nichts zerfloß,  
Seit sie zu immer neuer Lust und Plage  
Durch alles Land der Erde sich ergoß —  
Und wenn auch für ihr Tagewerk hienieden  
Noch mancher solcher Tag ihr kommen mag —  
Ein jed' Jahrtausend, das ihr noch beschieden,  
Ein jedes wird doch sein gleich einem Tag!

Und schau'n wir jetzt in die vergangenen Zeiten  
Um solchen Tages kurze Frist zurück,  
So schwindelt in den übergroßen Weiten  
Des einen Tages unsrem ird'schen Blick.  
Jahrhunderte, sie sollen sein wie Stunden,  
Dezennien gleich sein dem Minutenschlag —  
Da fühlt der Menscheng Geist sich fast gebunden:  
Kann ein Jahrtausend gleich sein einem Tag?

Jetzt glänzen Reiche, stehen auf Gewalt'ge,  
Dann sinken Staat und Heros in den Staub!  
Heut' Blüten, frische, duft'ge, vielgestalt'ge,  
Dann fallen einem Nachtfrost sie zum Raub;  
Viel heil'ge Feuer glühen und verlodern:  
Dem Glücke folget Not, dem Ruhme Schmach,  
Geburt und Sterben, Wachstum und Vermodern!  
Nein! das Jahrtausend ist nicht wie ein Tag!

Und doch! Nicht blofs ein Wechseln und Zerrinnen:  
Im Zeitenwandel bleibet Eins besteh'n!  
Des Geistes Taten scheiden nicht von hinnen,  
Die wahre Gröfse, sie kann nie vergeh'n.  
Was vor Jahrtausenden der Geist begründet,  
Das wirkt noch heut' in späten Enkeln nach.  
Wer da gedenkt der grofsen Geister — findet,  
Dafs das Jahrtausend doch nur ist ein Tag.

Ja! Wohl sind Millionen, die da waren  
Bedeckt vom Sargtuch der Vergessenheit.  
Doch ein'ge Auserwählte aus den Scharen  
Umschliefst des Nachruhms silberhelles Kleid.  
Ihr Name bleibt als heiliges Vermächtnis  
Den späten Zeiten und Geschlechtern nach,  
Den würd'gen Toten würdiges Gedächtnis,  
Denn ein Jahrtausend ist gleich wie ein Tag:

Auch wir gedenken eines grofsen Toten,  
Den ein Jahrtausend von dem Heute trennt,  
Der „Gottes-Wehr“, des starken Glaubensboten,  
Den unsre Vaterstadt den Ihren nennt!  
Ist auch sein Staub schon längst in Nichts zerfallen,  
Sein Angedenken ist bei uns noch wach;  
Und darum heifst es heute bei uns allen:  
Ja! Das Jahrtausend ist gleich wie ein Tag.

## Heinrich Bulthaupt:

Festrede am 21. März 1897.

(Voranging: Bachs Toccata und Fuge in D-moll, dann  
R. Wagners Kaisermarsch.)

Die Klänge sind verhallt, die gewaltigsten, die je zur Verherrlichung des Reichs und seines ersten Kronenträgers angestimmt worden sind. In dem riesigen Tonbild, das soeben an uns vorübergezogen, gestaltet sich, fast möchte ich sagen, vor unseren Augen, das Reich noch einmal. Die Fahnen flattern, die Böller dröhnen, in den Schritt der heimziehenden Bataillone mischt sich Orgelgebraus, Glockenton und der jauchzende Lobgesang des von nah und fern heranwallenden Volkes. Luthers mächtiges Reformationslied wird zum Reichslied. Wie ein Leitmotiv, wie das Leitwort des gekrönten Greises tönt es uns aus dem Schwall dieses Jubels wieder und wieder entgegen: die „gute Wehr und Waffen“, die den Sieg errungen, das ist kein Menschenwerk, helfe es wie es wolle, das ist „unser Gott“, von dem das Lutherlied singt. Und vor dem himmlischen Licht, das all dies Wallen und Wogen, dies Keimen und Drängen, dies neue Werden und Hoffen überflutet, senkt sich das Auge geblendet und demütig beugt sich das Haupt zur Erde. So ist es geschehen, so hat der alte Kaiser es im tiefsten Innern seines frommen ehrlichen Herzens empfunden, so hat der große Tonmeister es dargestellt. Sollen wir nun auch in Worten noch einmal wiederholen, was das Haupt des Verklärten für uns ersonnen, was seine kräftige Hand für uns getan? Sollen wir das höchste Werk, für das das Schicksal ihn aufgespart, das Reich, aufs neue verherrlichen? Es läge nahe genug. Aber seit fast zwei Jahren widerhallt Deutschland von dem Echo der Siegesrufe von 1870 und 71

und einmal kommt die Zeit, wo es den Sieger, der sich des Errungenen freut, entadelt, seiner Freude immer wieder den lauten Ausdruck zu geben. Das ernste und milde Antlitz des Kaisers mahnt uns eines Besseren, die Bescheidenheit, die sein ganzes Wesen erfüllte und die ihn, anstatt stolz auf die eigene Brust zu weisen, gen Himmel deuten liefs. Ehren wir den Geist, der ihn erfüllt. Ob wir das höchste Wesen sehen wie er es in seinem Kindersinn tat oder nicht, für jeden gibt es eine Schranke des Erkennens, wo der Glaube beginnt, eine Schranke, hinter der die Gottheit thront, ob verhüllt in noch unerkannten Gesetzen, ob in menschlicher Gestalt, ein allwaltender gütiger Vater — und wie wir ihn denken oder glauben, in des Kaisers Sinne ist es jedenfalls, die Stimme der Ruhmredigkeit zum Schweigen zu bringen. Sein Werk, zu dem seine großen Ratgeber und Tausende unseres Volkes mitgeholfen, wird fortleben, ewig, soweit dies schon allzu stolze Wort auf Menschenschicksale taugt — blicken wir von den staunenswerten Erfolgen, die er errungen, und die zum Teil auch ein Geschenk des Glückes sind, auf ihn selbst in seiner stillen schlichten Menschlichkeit.

Ein Leben, zwischen Höh' und Tiefen so schwindelnd auf- und abgeführt, und in einer Zeit, da für andere Sterbliche die Tage des Niedergangs und der Ruhe kommen, im Sturmwind auf den höchsten Gipfel emporgetragen — wahrhaftig, nur ein starkgeistiger Philosoph auf der einsamen Höhe Friedrichs des Großen oder ein innig-gläubiges Herz konnten diese Wechselfälle ertragen, ohne sich selbst zu verlieren. Und wie sich langsam in den Tagen der Trauer und Freude in dem Knaben und dem Jüngling schon alles vorbereitet, was der Mann erfüllen sollte! Er hat die Tränen seiner schönen Mutter gesehen, die nach der unglücklichen Schlacht von Jena keine ruhige Stätte mehr fand; er hat sich im Befreiungskriege das eiserne Kreuz verdient und das erniedrigte Vaterland aus der Schmach sich erheben sehen. Eng hat er sich mit dem Heere verwachsen gefühlt und sich in der Zeit, als die politischen Stürme schwiegen, nur desto treuer im Geiste

der ehernen Manneszucht erzogen. Sein Herz hat er bezwingen müssen, ehe er der Enkelin Karl Augusts von Weimar die Hand reichte, der treuen Genossin seines überreichen Lebens bis in die letzten glänzendsten Tage. Und als im Brausen der Revolution die Throne zitterten, eine Zeit, deren Frühlingstrieb er in dem Schlamm, den sie ausspritzte, nicht sogleich erkannte, als er das Verfassungspatent vom 18. März unterzeichnete — da kämpfte der Kriegsmann in ihm mit seinem besonnenen Verstand und seinem weichen Herzen. Den Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen — das war sein Rat, an dessen Heilkraft er glaubte, und doch wollte er mit der Konstitution sofort, grad und ehrlich, Ernst gemacht wissen, sobald die Wogen sich geglättet. In der öffentlichen Meinung aber, die immer nur die groben Konturen der Menschen und Dinge sieht, die sie stets noch vergrößert, in der öffentlichen Meinung war er die verhassteste Verkörperung der Soldateska und der Reaktion zugleich — und seine eigene Sicherheit erheischte seine Flucht nach England. Wie, wenn der Tod ihn dort gefordert hätte? Er hatte die Mittagshöhe des Lebens schon überschritten — wie würde sein Bild in der Geschichte weitergelebt haben, wie verzerrt und entstellt? Und doch schlummerten in dieser Brust, in diesem Haupt schon die Keime des Heils, das uns das Schicksal durch ihn bescheren sollte. Und es kam anders. Der Prinz von Preußen kehrte zurück, geschmäht, verwünscht, mißverstanden, nicht immer von den schlechtesten Männern, und eine neue schwere Aufgabe wartete seiner. Den Aufruhr in Baden mußte er niederzwingen, und in den Reihen der Empörer brach auch manches, nur jugendlich verirrt, für die Freiheit allzu zügellos schlagende Herz unter den Kugeln seiner Truppen zusammen. Und die Zeit kam, da sein königlicher Bruder schwer erkrankte. Längst war es dem Eingeweihten kein Geheimniß mehr, daß der Prinz noch etwas anderes als die starre Verkörperung der Kriegsartikel war: ein Mann der Gerechtigkeit, ein mildes gütiges Herz, ein rechtschaffener Freund, ein ritterlicher Hüter geschworener Eide. Und die alte Abneigung

wandelte sich in Zustimmung und Hoffnung. Doch abermals sanken seine Sterne. Wieder erhob sich, nicht immer aus den schlechtesten Gründen, die Volksvertretung gegen ihn, als er, nunmehr König von Preussen, weitsichtig und Künftiges vorausschauend, die Neugestaltung des Heeres durchkämpfte, in den Tagen der Mutlosigkeit von Bismarcks eiserner Hand aufgerichtet. Und nun erst, als die rollenden Ereignisse ihm Recht gaben, als Dänemark und Österreich vor den preussischen Waffen das Haupt beugen mußten, als Frankreichs alter Ruhmesglanz vor der neu aufgehenden deutschen Sonne erblich und der Winter des Mißvergnügens glorreicher Sommer wurde, als sich dem König von Preussen die Kaiserkrone auf die Scheitel senkte — nun wichen bis auf den letzten Hauch alle Wolken, und das durch den Erfolg belebte Volk fiel ihm in heißer Liebe, in glühender Bewunderung zu. Was er seinem Lande, was er dem deutschen Volk seit jenen herrlichen Tagen an Gütern des Friedens, an großen Anregungen auf dem Gebiet der inneren Politik beschert, bis ihn der Tod abrief, das lebt vor unser aller Augen und in unser aller Herzen so sichtbar und fühlbar, daß das Wort vor diesen stärkeren Zeugen verstummen darf.

Wenn der Glaube der Grund war, auf dem dies gesegnete Leben ruhte, so lag es nahe genug, daß der Kaiser bei allen großen Entschlüssen und Entscheidungen laut und öffentlich dem die Ehre gab, der ihm der Lenker seiner Geschicke war, und daß er auf der äußerlich wichtigsten Grenzscheide seines Wirkens, bei der Krönung mit der preussischen Krone zu Königsberg, mit Nachdruck betonte, daß er den goldenen Reif von Gottes Gnaden empfangen. Ein gefährliches Wort, das Gottesgnadentum. Wenn ein Hüter über uns die Welt- und Menschengeschicke lenkt, dann ist alles, auch das kleinste Geschehen, sein Werk — wenn nicht, so wäre im besten Falle alles das notwendige Produkt zufälliger Verbindungen. Aber das Gottesgnadentum verbirgt einen gefährlicheren Gedanken: die Unterstellung, als genossen die Gekrönten den besonderen Schutz des Himmels, und in dieser Deutung hat der Begriff

von Alters her unsägliches Elend gestiftet. Wir brauchen nicht allzuweit zurück, nicht auf die römischen Cäsaren zu blicken, die sich in diesem Wahn selber zu Göttern erhoben — die großen und kleinen Herrscher des vorigen Jahrhunderts zeigen uns der traurigen Bilder genug. Tyrannen, die sich von ihren Schmeichlern um aller Tugenden willen preisen ließen, die sie nicht besaßen, Lüstlinge, die frevelmütig Schweiß und Blut ihrer Landeskinder um Lohn verkauften: das Gottesgnadentum deckte und vergoldete ihre Untaten. Diese trostlosen Bilder sind in unserem Jahrhundert helleren, freudigeren gewichen. Edle, starke Seelen, ganze Männer, die wissen, daß auch die Kronen verdient sein wollen, halten die Thronwacht über den Völkern — aber immer noch wuchert das Unkraut des Gottesgnadentums in seiner falschen, verführerischen Deutung weiter und trägt die Herrscher über die Grenzen ihrer Kraft. Den hohen Mann aber, den Deutschland in diesen Tagen feiert, hat es nie getragen. Nur demütig hat es ihn gemacht, die härtesten Stöße, das überschwänglichste Glück hat es ihn ertragen gelehrt, und dem klugen, klaren Sinn, der Menschen und Dinge sicher erkannte, dem feinen Gefühl für alles, was dem Manne, dem Herrscher und dem Volke ziemt, hat er die Güte des Herzens, die Schonung und Duldung anderer geeint und ein Pflichtgefühl, so treu, so groß, so streng gegen sich selbst, daß kein Mensch, dem politischer Haß den Blick nicht getrübt, ihrer ohne die innigste Verehrung und Rührung gedenken kann. Hier war ein Starker, der sich selbst bezwang um allewege zu tun, was das Rechte war, eine schlichte, durch und durch wahrhafte, echte Natur, die sich durch die verweichlichende Luft der Schmeichelei, die die Throne umlagert, und die es den Fürsten erschwerte, große und gute Menschen zu werden, nicht verderben, sondern nur umsomehr zur Anspannung aller Kräfte zum Tun des Guten drängen ließ. Wo es galt, hat er sich selbst, hat er wie oft! unter den schmerzlichsten Zuckungen des Herzens die Seinen in Mühsal und Gefahren geschickt. Wo es eine Pflicht zu erfüllen gab, die winzigste, wie die gewaltigste, die leichteste wie die

schwerste — er hat sie geübt. So sehr sich die geschichtlichen Urkunden mehren, die uns den Beweis erbringen, wie klar er in den großen politischen Krisen seiner Regierung die Verhältnisse durchschaute, wie würdig er auf seinen Rechten bestand, wie sicher er in entscheidender Stunde aus eigenem Antrieb tat, was not war, — immer hat er doch den außerordentlichen Männern, die ihm das Eisen in seiner Werkstatt schmieden halfen, das Maß der Ehren, das ihnen gebührte, gerüttelt voll gegeben, und nie wandelte ihn der Dünkel an, ihr Tun, das Tun eines so überragenden politischen Genies wie Bismarck zumal, zu verkleinern, nachdem er die Siegesfrucht gepflückt. Und mehr noch. Zu den Höhen der Kunst, der Dichtung ragte sein Haupt nicht empor, aber auch ihr hat er gedient, und vor dem Genius hat er sich bescheiden verneigt: als er zu Schillers Gedächtnis den Dramenpreis stiftete, als er dem Meister von Bayreuth in seinem Festspielhause die Gastehren erwies. Den kategorischen Imperativ der Pflicht — er hat ihn in Königsberg bei der Krönung und fortan als Herrscher in allen Lebenslagen vernommen, und in einer jeden ist er ihm gefolgt, nie mürrisch, nie verdrossen — freudig, erhoben oder ergeben. Und wie der Volksgenius den Auserwählten in ihrer Sterbestunde ein letztes Wort auf die Lippen legt, das ihr Wesen zusammenfaßt und verklärt, wie er Goethe „Mehr Licht“ rufen liefs und Schiller „Immer besser, immer heiterer“, so hat er dem sterbenden Erzvater auf dem Thron das Wort geliehen: „Ich habe keine Zeit müde zu sein.“ So war er, allzeit bereit, unablässig tätig; so sah, so liebte ihn unser Volk. Und wenn die Historiker noch manches zusammentragen werden, sein Bild zu vervollständigen und zu bereichern, ich stehe hier nur als einer aus der Menge, von den vielen einer, denen er sich durch diese höchste Tugend der treuesten Pflichterfüllung am tiefsten in das Herz gegraben hat.

Den „Großen“ hat ihn in schwärmender Bewunderung sein kaiserlicher Enkel genannt. Noch wissen wir nicht, ob die Geschichte das Wort bestätigen wird, so eng sich Großes

und Gutes in ihm verschwistern. Aber die Fürsten, die in der Weltgeschichte die Großen genannt werden, tragen strengere, herbere Züge. Das sind die selbtherrlichen Naturen, die niemanden neben sich dulden, die nur Werkzeuge, Kreaturen höchstens, keine schöpferischen Kräfte in ihrem Rat ertragen können; Eroberer, die die Hemmnisse ihrer unbändigen Willkür mit eisernem Zepter zerschlagen: man staunt sie an, aber man liebt sie nicht. Als Napoleon auf der weltverlorenen Scholle im Ozean die Augen schloß, als der große Zar starb, da hat kein Volk um sie geschluchzt, und selbst der große Friedrich sank in seinem Sanssouci einsam, verbittert, mehr gescheut als geliebt ins Grab. Als aber am 9. März 1888 die Glocken zusammenschlugen, die Deutschland den Tod seines ersten Kaisers verkündeten, da traten auch in die Augen vom Leben gehärteter Männer heiße Tränen, und wer es noch nicht wußte, der empfand es da, wie sehr er ihn geliebt, und daß ihm ein Vater gestorben, der weißhaarige, der Patriarch, der mit seinen Enkeln und Urenkeln am Fenster seines Schlosses stand, zu dem die Menge mit leuchtenden Augen hinaufschaute und grüßte. „Die ewige Beglaubigung der Menschheit“ nennt der große Dichter die Träne. Ihr heiliges Zeugnis läßt sich nicht fälschen. Und sie hat für den Toten mit wunderbarer Zunge gesprochen.

Diese Zeichen der Liebe haben in unserm kleinen Gemeinwesen doppelten Wert, denn keine monarchische Überlieferung konnte hier aus ihnen reden — nur die tiefinnerste Regung von Mensch zu Mensch. Und das einfach Menschliche ist es auch, was aus dem Leben der Mächtigen durch Jahrhunderte und Jahrtausende am längsten nachwirkt. Der Schlachtenruhm Alexanders, den die Welt auch den Großen nennt, ist in der Erinnerung der Völker verblaßt, und Arbela und Gaugamela sind für uns kaum mehr als bloße Namen. Aber, daß der junge Held vor der Mutter seines besiegten Feindes, vor Darius' Mutter, das Knie gebeugt, das macht uns noch heute das Herz erbeben, so innig wie der Ton der elegischen Flöte, der der große Preußenkönig, der ein Meister

der Staatskunst und des Krieges, der härtesten Künste, war, abends im Zelt des Feldlagers sein verborgenes Leid, sein zartestes Empfinden anvertraute.

Als im Jahre 1859 alle Völker deutscher Zunge den Genius Schillers feierten, da sang einer der größten Dichter der Schweiz, Gottfried Keller, ein seltsam ergreifendes Lied. Zwei arme Weiber, Mütter, treffen im Gebirge zusammen, Reisig sammelnd, verzagt die eine über die neue Hoffnung, die ihr im Schofse keimt, von Leben und Mut strotzend die andere. Da sehen sie von der Höhe den glänzenden Festzug, der sich durch die Strafen von Zürich windet.

„Und die singende Menschenstimme Deutlich man dazwischen vernahm,  
Seltsam neu und herzerschütternd Wie der selig gewordene Gram.  
Freude schöner Götterfunken Halte herüber der klingende Sturm,  
War kein Kirchenlied und kein Kriegslied, Doch die Glocken hallten  
vom Turm.“

Und die armen unwissenden Frauen feiern den Grofsen,  
den sie nicht kennen, ergriffen mit.

„So genossen sie unwissend Dieses Tages Silberblick,  
Mit am warmen Feuer ruhte Still ein künftiges Geschick.  
Seine unsichtbaren Hüter Lehnten am Standartenschaft,  
In den goldenen Wappenröcken: Das Gewissen und die Kraft.“

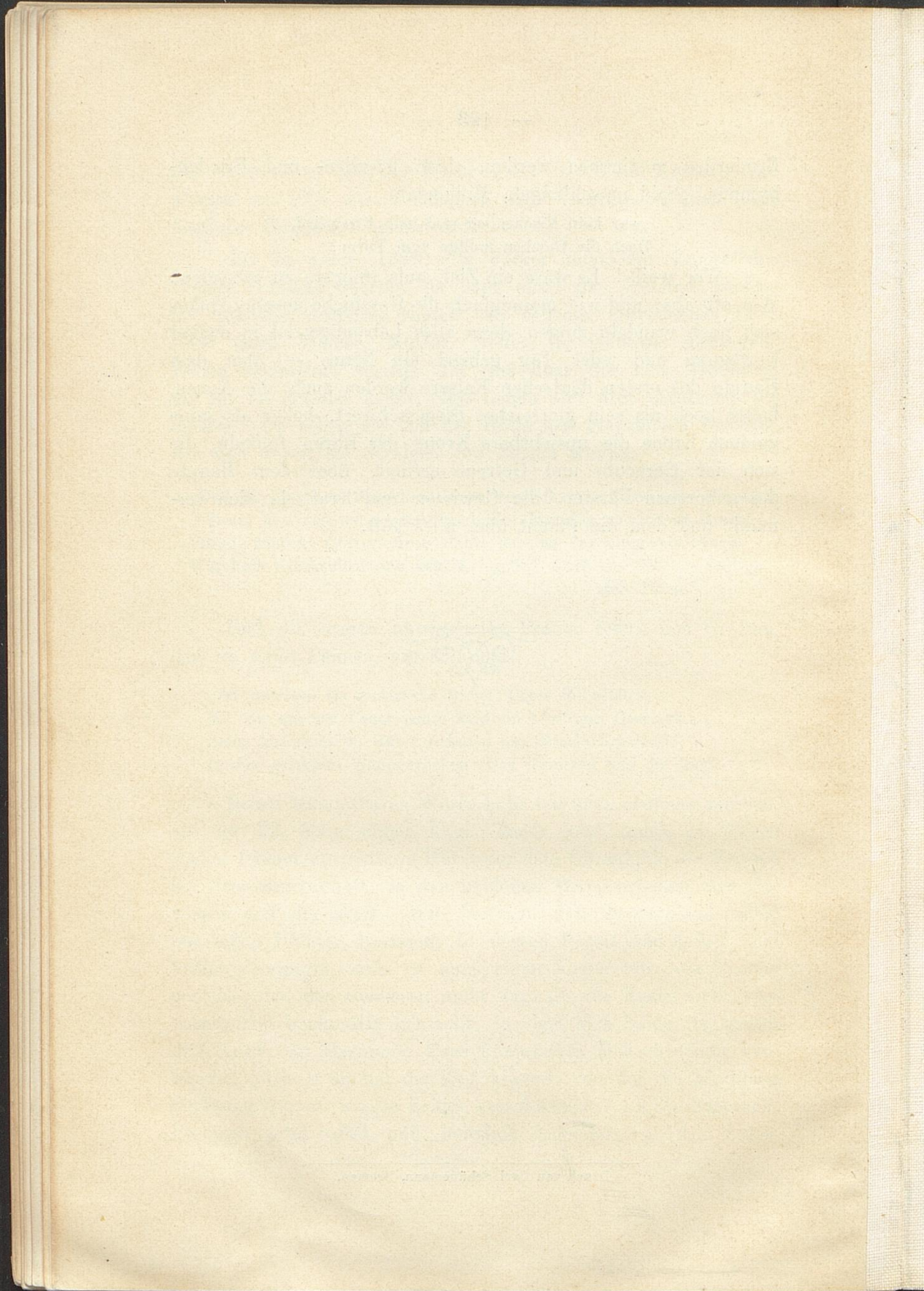
Dieser wunderbaren Worte habe ich mich erinnern müssen, als der 22. März näher kam. Auch jetzt, auch in diesen Tagen lehnen unsichtbare Hüter vor dem Ehrenbilde des Kaisers am Standartenschaft, in den goldenen Wappenröcken das Gewissen und die Kraft. Wie herrlich, dafs Deutschland nicht nur einen Dichter besessen, in dessen Poesie und Leben sich beides vereinigte, dafs es auch einen Kaiser auf dem Throne gesehen, den das Gewissen nicht zaghaft, die Kraft nicht verwegen und hochmütig gemacht, in dem sich beide, Gewissen und Kraft, zur Harmonie eines königlichen Menschentums verbunden. Ob je einmal die Zeit kommt, von der die kindliche Hoffnung träumt, wo die Kriege verschwinden? ob die Nationen, die sich jetzt offen und heimlich befehden, je das grofse

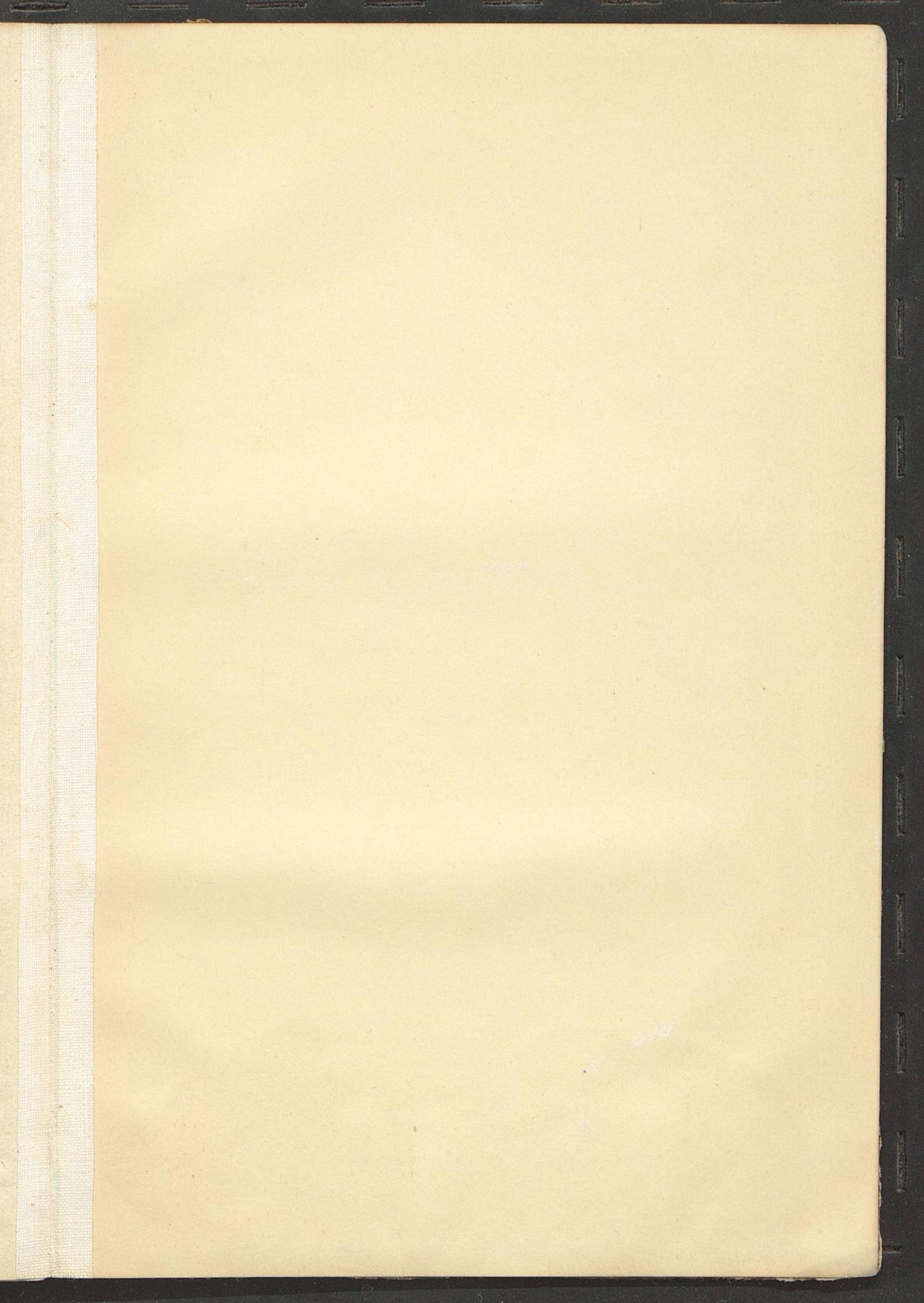
Bruderlied anstimmen werden, einen Freuden- und Frieden-  
hymnus, „Seid umschlungen, Millionen“,

„war kein Kirchenlied und kein Kriegslied,  
Doch die Glocken hallten vom Turm?“

Wer weiß! Es wäre ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.  
Wie oft aber und wie mannigfach die Geschicke unseres Volkes  
sich noch wandeln mögen, denn alles Lebendige ist in ewiger  
Bewegung und jeder Tag gebiert ein Neues — über dem  
Haupte des ersten deutschen Kaisers werden auch die Äonen,  
heller noch als sein glorreiches Siegeschwert, heller als seine  
goldene Krone die unsichtbare Krone der Ehren funkeln, die  
sich der Gerechte und Getreue erringt, über dem Haupte  
des geborenen Fürsten, der Gewissen und Kraft in sich ver-  
mählt und dem die Pflicht über alles galt.







Patent No. 104

ZFB:2 Entsäuerung

2022



